

communicator

die Zeitschrift am IfKW der Uni München
no 25 | SoSe2013



HEIMAT GESCHICHTEN

In da Schickeria 8

Bunte-Chefreporter Paul Sahner über die Münchner Szene

Hofbräuhausmusik 22

Jammen in der berühmten Münchner Schwemme

Auf der Suche nach dem Glück 42

Jugendliche Flüchtlinge in München



LUDWIG-
MAXIMILIANS-
UNIVERSITÄT
MÜNCHEN



Job-, Stellen-, Praktikabörse für Studierende

Inland und Ausland

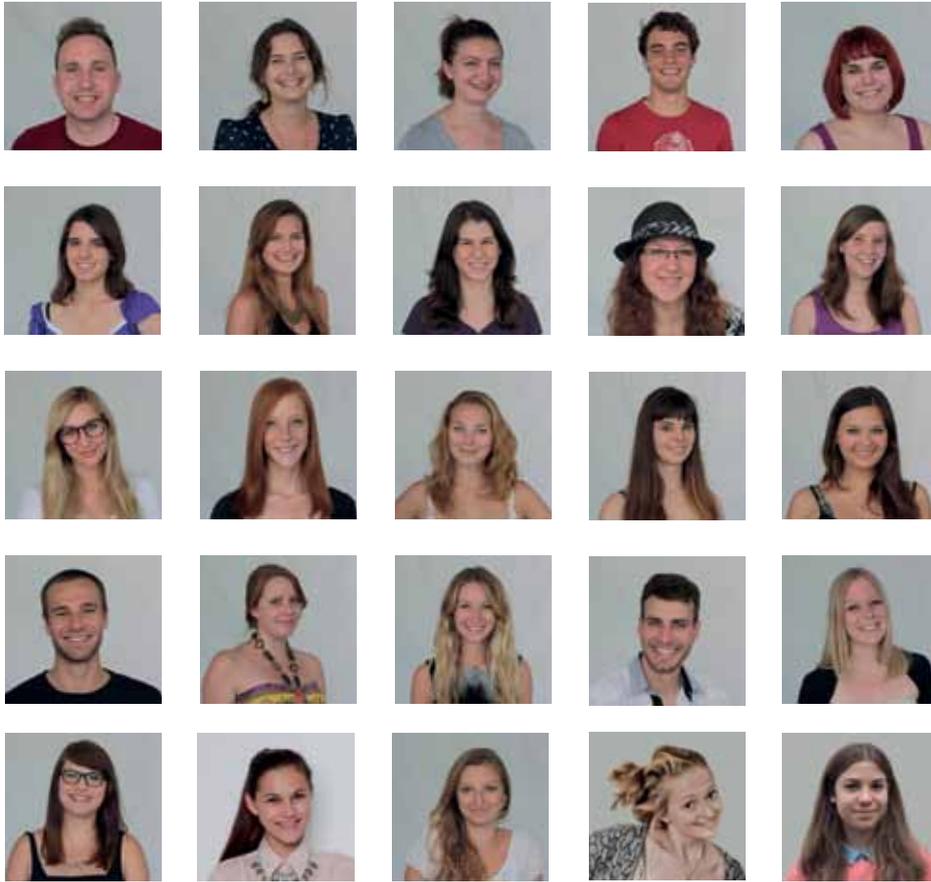
Über die Homepage von "**Student und Arbeitsmarkt**" - www.s-a.lmu.de - geht es direkt zu aktuellen Jobs, ausgeschriebenen Praktika sowie zu freien Stellen von Unternehmen. Außerdem: Berichte von Studierenden, die bei deutschen und ausländischen Firmen ein Praktikum absolviert haben.

LMU München, **Student und Arbeitsmarkt**

Ludwigstr. 27, 80539 München

Tel.: 089 / 21 80 - 21 91, Fax: - 62 34, s-a@lmu.de

www.s-a.lmu.de



Fotos: Victoria Gaßmann und Lina Silbermann

Liebe Leser_innen,

auf kaum eine Frage fällt die Antwort persönlicher aus als bei der Frage nach der Heimat. Als John F. Kennedy seine berühmten Worte vom Schöneberger Rathausbalkon sprach, fühlte er sich als Berliner. Jennifer Lopez beteuerte in einem ihrer Lieder, wo sie auch hingeh, sie wisse, woher sie komme. Nämlich aus der South Bronx. Und wenn Scarlett O'Hara am Ende von „Vom Winde verweht“ hochdramatisch ihre Faust um einen Klumpen Tara ballt, dann wird klar: Die Frage nach dem schönsten Fleckchen Erde zielt immer auf die Identität einer Person.

Wo fühlen wir uns geborgen und verstanden? Wo tanken wir Kraft und schlagen Wurzeln? Einen Teil unseres Heimatgefühls saugen wir bestimmt mit der Muttermilch auf, einen anderen verbinden wir mit dem Ort, an dem wir unsere Kindheit, unsere Jugend oder vielleicht auch unser gesamtes Leben verbringen. Doch neben der Erinnerung an Vergangenes steht die Sehnsucht nach Unbekanntem.

Es gibt viele Gründe, seine Heimat zu verlassen. Manche lassen ihr Vaterland der Liebe wegen hinter sich, andere kehren ihm gezwungenermaßen den Rücken. Wiederum andere schaffen sich in der Ferne ein Stückchen Heimat. Wir haben für diese Ausgabe des communicator mit Menschen gesprochen, die uns in ihr Zuhause gelassen haben. Was es dort zu sehen gab, lest Ihr hier.

Viel Spaß dabei wünscht Euch

Eure Redaktion

- 06 | Bilderstrecke – Heimat
- 08 | Schickeria: Sieben Fragen an Paul Sahner
- 10 | Noh Nee - It's Time for Bavafrica!
- 14 | Bayerisch reloaded: Sprachkurse
- 16 | Bayern, wie song mia? – Interview mit Mundartforscher Anthony Rowley
- 18 | Bist a Bayer? –Bayernfibel „99 Sachen, die muss ein Bayer machen!“
- 20 | Der Mönch und das Madl
- 22 | „Jessas. ham mia an Durscht!“ – Musikantentreff im Hofbräuhaus
- 24 | München: Hartes Pflaster für Musiker
- 26 | Deppert kalt *oder* vom Kühlschrank in der Torte – Deutschlandbild in Brasilien
- 28 | Willkommen in München – Möglichkeiten für Zuagroaste
- 30 | Die Psychologie der Heimat
- 32 | Ich bin dann mal weg! – Heimat in der Ferne

34 | IfKW News

ifkw

- 36 | Home is where your heart is – Neu anfangen in der Ferne
- 38 | Der deutsche Kulturschock – von der Schwierigkeit, sich zu reintegrieren
- 40 | Woher und Wohin – Majids außergewöhnliche Reise
- 42 | Auf der Suche nach dem Glück – jugendliche Flüchtlinge in München
- 44 | Heitere Aussichten – Alt werden
- 46 | Ein Hundeleben auf fünf Quadratmetern
- 48 | Radio in unseren Köpfen – Oettingenstraße
- 50 | 10 Punkte – Impressum



6



7



11



12



19



23



26



31



36



40



Cafe An Der Uni

free WLAN
für unsere Gäste



Ab
zum Schwänzen
ins CADU

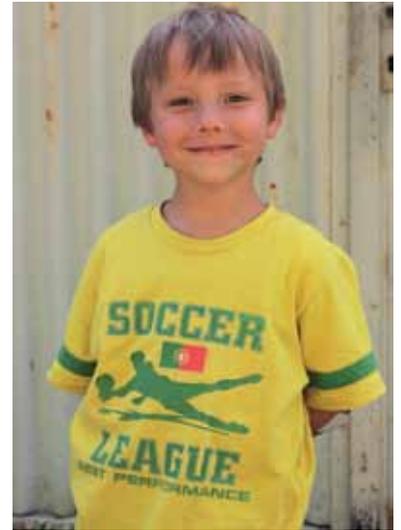
lecker Essen, Trinken
und Surfen



CAFE AN DER UNI - LUDWIGSTR. 24 - 80539 MÜNCHEN
MEHR INFOS UNTER: WWW.CADU.DE ODER TEL.: 089/ 28 98 66 00



JAKOB



Auf die Frage, wo sein Zuhause ist, antwortet der Vorschüler Jakob (5): „Da wo meine Mama ist“. Das Bild zeigt seine Hände in denen seiner Mutter Alexandra.

WAS BEDEUTET FÜR DICH HEIMAT?

Eine kluge Kulturanthropologin betitelte Heimat einmal als ein „Symbol für territoriale Satisfaktion“.

So evolutionspsychologisch wertvoll dieser Gedankengang auch sein mag, erschien er uns zu eindimensional und ortsbezogen. Also spannten wir für diese Ausgabe des *communicator* den Begriff Heimat weiter auf und baten fünf Münchner, uns in einer Handvoll ihr persönliches Symbol für Heimat zu zeigen. Denn Heimat ist niemals nur ein Ort. Heimat wird durch Situationen geprägt, durch andere Menschen real und manchmal tatsächlich durch Orte greifbar. Heimat ist der Moment, in dem alle Erklärungsnot von einem abfällt und einen das Gefühl überkommt, nirgendwo sonst hin zu müssen und angekommen zu sein.



München, ick liebe dir!
Lina.Silbermann@campus.lmu.de



Reitet auf ihrem Einhorn nach München.
S.Heinold@campus.lmu.de



Hat mehr Fernweh als Heimweh.
Victoria.Gassmann@campus.lmu.de



MICHAEL



Egal, wo er ist, wenn er seinen Job machen kann, fühlt er sich daheim. Denn Michael (22), der Elektroniker, hat seine Heimat im Beruf gefunden und kann sich nicht vorstellen, diese Erdung jemals wieder aufzugeben.



ROBERT



Robert (22) fühlt sich nicht nur mit München, sondern auch mit seinem Wahrzeichen, dem Eisbach, verbunden. Beim Surfen auf der stehenden Welle ist der zukünftige Student in Bewegung und gleichzeitig angekommen.



ANNELIESE



Anneliese (87) fühlt sich zwar nicht immer fit genug für das Arbeiten im eigenen Garten, aber wenn sie mit ihrer Tochter und Enkeltochter in ihrem Garten ist, weiß sie, dass das zu Hause ist.



CARMEN



Eigentlich kommt Carmen (21) aus Österreich und ist sozialisierte Münchenerin. Wer kann ihr da verdenken, dass sie beim Anblick der Berge heimatliche Gefühle bekommt?



Foto: Alexander Weiß

Schickleria: Sieben Fragen an Paul Sahner

Dicke Klunker, schnelle Autos, schöne Frauen – ganz einfach Schickleria. Mit diesem Begriff, der vor allem durch die Verherrlichung dieser illustren Gesellschaft der 1970er/80er-Jahre geprägt wurde, verbinden viele Menschen München immer noch. Ein Gespräch mit Paul Sahner, Teil der BUNTE-Chefredaktion, offenbart das Klischee über die Münchner Schickleria.

Von Alexander Weiß

Herr Sahner, Sie sind seit über dreißig Jahren beim Burda Verlag für alle Boulevardthemen zuständig, haben zwei Jahre die Zeitschrift *Penthouse* als Chefredakteur geleitet. Sie haben sozusagen alle Epochen der Münchner Schickleria live erlebt. Was verstehen Sie unter dem Begriff?

Die Münchner Schickleria hat eine Hochzeit unter Monaco Franze oder Kir Royal gehabt, als Helmut Dietl in den 1970er-/80er-Jahren diese beiden Serien über die Münchner Schickleria gedreht hat. Damals gab es den Begriff „Schickimicki“, das waren Menschen aus allen Bereichen, insbesondere aber dem Modelbereich, der Schauspielerei und Schriftsteller – Leute, die München zu Zeiten des alten Schwabings aufgemischt haben. Zu dieser Zeit hat sozusagen ganz Deutschland auf München geschaut, wo extrovertierte Leute jenseits aller Zwänge ihr eigenes Leben gelebt, wilde Partys gefeiert und viel zu viele Drogen konsumiert haben. Heutzutage haben diese Exzesse ein bisschen nachgelassen, aber es gibt immer noch Söhne und Töchter, die das Geld ihrer Eltern in einschlägigen Clubs und Bars wie dem P1 oder der 089 Bar verballern. Die Schickleria, die in München früher mal unglaubliche Partys gefeiert hat, ist ein bisschen zahmer geworden, nicht mehr ganz so wild.

Wer gehört zur Schickleria und was braucht man, um dazuzugehören?

Man muss unbedingt Geld haben, weil diese Partynächte leider Gottes sehr viel kosten. Zur Schickleria gehören oftmals Zuhälter, Leute aus Graubereichen und Parvenues, die zu Geld gekommen sind, und für tausend Euro und mehr die fetten Champagnerflaschen kreisen lassen. Man braucht aber auch Originalität. Es bringt nichts, wenn einer nur reich ist, der muss auch etwas drauf haben, der muss lustig sein, der muss, wenn es Männer sind, ein Womenizer sein oder aber den Pausenc clown verkörpern.

Wie kleiden sich Leute, die zur „Schickleria“ gehören wollen?

Es müssen Typen sein, die sich nicht zwangsläufig teuer, jedoch außergewöhnlich und extraordinär oder betont lässig kleiden. Dabei ist die Jeans nach wie vor die Uniform der Nacht. Frauen tragen vor allem teuren Schmuck, Männer teure Uhren – Statussymbole. Dann gehören extravagante Sportwagen und eine passende Dachterrassenwohnung dazu, um dort auch nach den Partys in den Clubs wild weiterfeiern zu können. All das gibt es noch in München, ganz im krassen Gegensatz zu Berlin. Da gehen die ganzen Schauspieler hin, um vom Münchner-Schickleria-Gehabe nicht abgelenkt zu werden.

Wie erklären Sie sich das Vorurteil, das Menschen gegenüber der Schickleria – den „Schickimicki“-Leuten haben?

Da ist eine große Schere zwischen Normalverdienern und Leuten, die qua Geburt – also auch bereits im Studentenalter schon – über Millionen verfügen. Da kommt natürlich eine Wut auf und erhitzt die Diskussion um Gehaltsgefälle zwischen beispielsweise Fußballern, die Millionen verdienen, und einer Bundeskanzlerin, die nur 300.000 Euro im Jahr verdient.

Liegt es vielleicht daran, dass in Deutschland die Menschen besonders neidisch sind und ihren Mitmenschen den Reichtum nicht gönnen?

Natürlich leben wir in einer Neidgesellschaft, weil Reichtum einfach ungleich verteilt worden ist, und natürlich machen „Die Grünen“ ein Wahlkampfthema daraus und fordern, die Steuern zu erhöhen. Man versucht eine Angleichung zu finden zwischen wahnsinnig reichen Leuten, die das Geld „rausballern“ und Leuten, die vielmehr für die Gesellschaft machen, weil sie zum Beispiel studieren. Deshalb ist auch das typische Schickleria-Gebälze viel besser geworden. Man

sieht das bei den jungen Leuten. Bei denen ist die Schickeria sehr verpönt. Die kriegen zwar von ihren Eltern Geld oder Bafög, aber sie wissen, dass sie sich den Arsch aufreißen müssen, um gesellschaftlich besser dazustehen. Denn schließlich versiegt auch irgendwann die Geldquelle der Eltern, die fordern, dass ihre Kinder beruflich und finanziell auf eigenen Beinen stehen.

Angesichts der Attraktivität Münchens, wie wird sich die „Schickimicki“-Szene in den nächsten Jahren in München entwickeln?

Es wird immer Menschen geben, wenn wir zum Beispiel in den Studentenbereich schauen, die von ihren Eltern besonders viel Geld bekommen, die ausgestattet sind mit Luxussymbolen wie Autos oder Uhren, mit der Möglichkeit, ihren Urlaub auf Yachten zu verbringen oder mal den Jet vom Papa zu benutzen. Das ist ja auch ganz schön. Da haben dann auch die Freunde einen gewissen Anteil, wenn sie eingeladen werden. Die High Society, in München auch gern Schickeria genannt, wird es immer geben, es sei denn, es kommt eine fette Weltwirtschaftskrise, in der alle plötzlich nackt dastehen und sich „neu einkleiden“ müssen. Das ist im Moment nicht absehbar.

Wieso ist in Deutschland und insbesondere in München die Krise noch nicht angekommen, wo doch der Rest Europas in der Schuldenfalle steckt?



► Paul Sahner

Foto: BUNTE

Gerade uns Deutschen oder speziell uns Bayern geht es verdammt gut im Gegensatz zu den Eurokrisenländern, die mit teilweise 50 Prozent Jugendarbeitslosigkeit dastehen. Besonders in München herrscht alles andere als eine Weltuntergangsstimmung. Man zeigt, was man hat, und gibt aus, was man hat. Auch das Gefälle zwischen der High Society und den Normalverdienern wird in Deutschland und München meines Erachtens noch nicht größer, weil im Grunde jeder ganz gut leben kann. Kaum einer hat so wenig, dass es nicht reicht, sich einmal am Wochenende ein paar Drinks reinzuhauen oder gut essen zu gehen. Grundsätzlich glaube ich aber, dass die Weltwirtschaftskrise auch irgendwann Deutschland erreicht. Die einen werden sich fragen, ob wir uns nicht zu Tode amüsiert haben. Die anderen werden sagen, jetzt haben wir den Dreck und Gott sei Dank zumindest ein paar Jahre gehabt, in denen wir ohne Rücksicht auf persönliche Verluste alles rausgehauen haben. Das wird ein Problem werden, aber noch geht es den Deutschen sehr gut.



Heimat – für Alexander das Münchner Lebensgefühl.
A.Weiss@campus.lmu.de

Anzeige



HOFBRÄUHAUS



München
von seiner
gemütlichsten
Seite

Platzl 9 · 80331 München · Tel 089-29 01 36-0 · Fax 089-22 75 86

Öffnungszeiten: 9.00 Uhr bis 23.30 Uhr · www.hofbraeuhaus.de

Noh Nee - It's Time for Bavafrica!

„Noh Nee“ bedeutet auf Suaheli „Geschenk Gottes“. Den durchschlagenden Erfolg ihres Labels „Noh Nee Dirndl à l'Africaine“ sehen Rahmée Wetterich und Marie Darouiche als Geschenk Gottes an. Ihre aus traditionellen afrikanischen Tüchern kunstvoll gestalteten Dirndl scheinen die zahlreichen Käuferinnen aus aller Welt ganz ähnlich zu erleben. Hinter den farbenprächtigen Kleidern verbirgt sich jedoch mehr als nur eine Neuinterpretation der bayerischen Tracht.

Von Sophia Barth und Jacqueline Jais-Münch



An einem frühlingshaften Samstagvormittag im Mai zeigen sich die sonst recht stillen Hinterhöfe und Zufahrten der Maxvorstadt in einem anderen Licht. Den ersten Sonnenstrahlen sowie der Tradition der bayerischen Landeshauptstadt folgend versammeln sich die Anwohner des Studentenviertels zum Hofflohmarkt. Von Stand zu Stand werden hier nicht nur Raritäten und Kuriositäten, sondern auch der neueste Münchener Klatsch bei frischem Kaffee und selbst gebackenen Ausgezogenen ausgetauscht. So auch im Hinterhof der Türkenstraße 52. Entgegen der gängigen Vorstellung eines bestenfalls mit Rasen und Blumeninseln bepflanzten Hinterhofs erwartet die Besucher hier ein romantisch anmutender Pavillon mit Erker. Diese unvermutete Entdeckung lässt die umschwirrten Flohmarktische draußen auf der Straße vergessen. Ein weißer Schriftzug in einer fremden Sprache fängt die Aufmerksamkeit: „Noh Nee“ steht auf der Glasfront des vieleckigen Erkers zu lesen. Aus nächster Nähe wird die durch Sonnenstrahlen verspiegelte Scheibe zum Schaufenster und gibt den Blick auf einen lichtdurchfluteten Raum voll bunter Kleider mit auffälligen Mustern und Verzierungen frei. Erst bei genauerer Betrachtung lassen die um die Kleider gebundenen Schürzen erahnen, dass es sich dabei um Neuinterpretationen des klassischen, bayerischen Dirndls handelt. Jenseits der Türschwelle strahlen dem neugierigen Besucher nicht nur die leuchtenden Farben der Gewänder entgegen, sondern auch das freundliche Lächeln von Rahmée Wetterich, Mitgründerin des Labels „Noh Nee“.

Rahmée weist den Weg in das nebenanliegende Schneideratelier. Bei einer Tasse Tee entwickelt sich ein Gespräch über Mode, Familie und Heimat. Rahmée war zwölf Jahre alt, als sie mit ihrer Familie ihr Heimatland Kamerun verließ. Der zentrale Beweggrund für die Auswanderung nach Europa waren die besseren Ausbildungschancen. Ursprünglich nur als Zwischenstation auf dem Weg nach Frankreich geplant, wurde München schließlich zu ihrer neuen Heimat. Auf die Frage, was für Rahmée Heimat bedeutet, und ob sie sich eher in Deutschland oder in Afrika zu Hause fühlt, schildert sie verschiedene Phasen eines emotionalen Prozesses: In den ersten Jahren wurde die Lücke der „alten“ Heimat vollständig von der „neuen“ Heimat Deutschland ausgefüllt, Rahmée verwurzelte sich hier, akzeptierte München als ihren Lebensmittelpunkt. Er-

leichtert wurde ihr das nicht nur durch den familiären Rückhalt, sondern auch durch die offene, respektvolle und freundliche Art, mit der die Münchner ihrer Familie vom ersten Augenblick an begegneten. Im Lauf der Zeit hat sich ihre Einstellung zum Thema Heimat jedoch verändert; so sieht sie heute Deutschland und Afrika zu gleichen Teilen als ihr Zuhause an: „Ich habe eine Balance gefunden.“

Hinter dem Label „Noh Nee Dirndl à l'Africaine“ steht ein erfolgreicher Familienbetrieb, bei dem die kreativen Ideen Rahmée's, die ursprünglich aus der Einrichtungsbran-

che kommt, auf das Schneider-Talent ihrer Schwester Marie treffen. Marie hatte bereits vor der Gründung des Labels im Jahr 2010 in der Modeszene mit afrikanischen Stoffen gearbeitet und kann so ihr Wissen bei der Herstellung der „Noh Nee Dirndl“ zum Einsatz bringen. Die Einzigartigkeit der Idee war es, die Rahmée und Marie zu der Herstellung afrikanischer Dirndl bewog: „Wir scheinen weltweit die Einzigen zu sein, die sich an das Konzept herangewagt haben, traditionelle bayerische Dirndl-Schnitte mit afrikanischen Mustern zu verbinden. Es ist eine Idee, die uns und auch andere wirklich fasziniert.“ Ihr





Erfolg bei Kundinnen und Presse gibt den Schwestern recht. Die Anfragen häufen sich, und führende Modemagazine haben bereits über das Label berichtet. Rahmée hatte zwar von Anfang an ein gutes Bauchgefühl – doch mit solch positiver Resonanz hätte sie nicht gerechnet.

Die Stoffe beziehen Rahmée und Marie nicht – wie man vermuten könnte – aus Afrika, sondern aus Holland. „Die Stoffe auf den afrikanischen Märkten sind nämlich größtenteils chinesische Kopien.“ Tatsächlich handelt es sich auch nicht um Stoffbahnen, sondern um traditionelle afrikanische Tücher, die in bestimmten Mustern oft nur in begrenzter Anzahl vorhanden sind. Deshalb sind viele „Noh Nee Dirndl“ Unikate. Die Inspiration für ihre Dirndl-Kreationen holen sich Rahmée und Marie in Holland direkt vor Ort – auf dem Markt müssen sie die Farben bei Tageslicht sehen und den Stoff mit eigenen Händen fühlen. Die Herausforderung besteht darin, die ursprünglich für den afrikanischen Bedarf produzierten Tücher so auszuwählen, dass sie zum Geschmack und Hauttyp der Deutschen passen. „Hochwertige afrikanische Stoffe stellen die Basis unserer Dirndl-Kreationen dar, während Verzierungen wie Pailletten und Muscheln den saisonalen Modetrends unterliegen.“ Alle Dirndl sind handgemacht und kosten Marie durchschnittlich sechs bis acht Stunden Arbeitszeit.

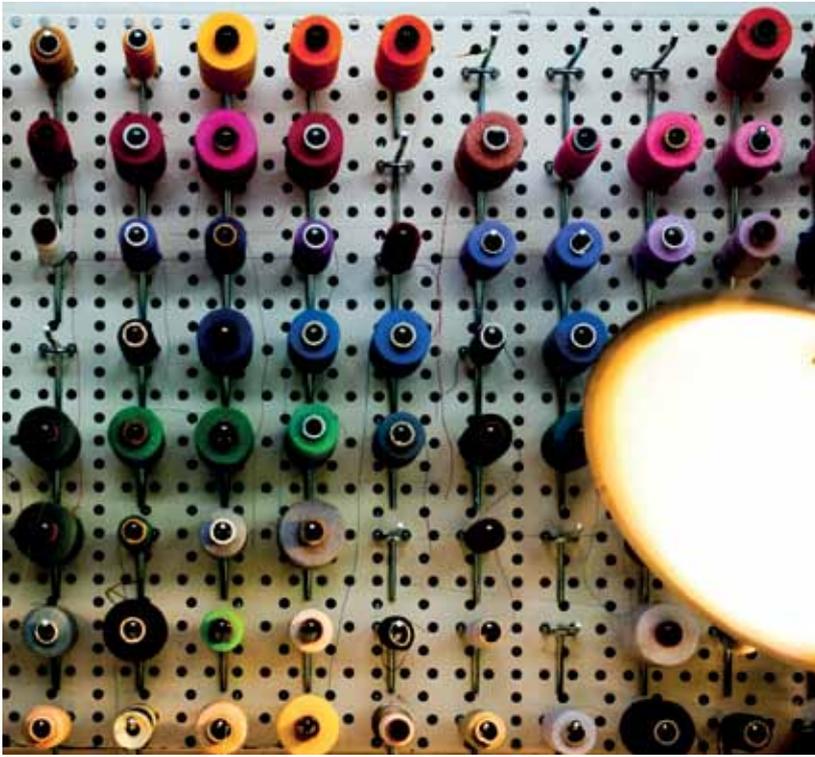
Trotz des Hypes um „Noh Nee Dirndl“ betrachten sich die Schwestern nicht primär als Modemacher, sondern vielmehr als „Vermittler zweier Kulturen“: Die Trägerinnen

ihrer Dirndl machen mit ihrer Erscheinung ein öffentliches Statement zu Weltoffenheit und interkulturellem Respekt. Rahmée bedauert, dass mit Afrika häufig nur negative Aspekte wie Armut und Kriminalität assoziiert werden. Mit ihren Dirndl-Kreationen hoffen die Schwestern, ein neues Licht auf das Bild ihrer ursprünglichen Heimat, die oft auf die Unterstützung Europas angewiesen war, werfen zu können: „Wir haben auch etwas geschaffen! Wir freuen uns, den Europäern mit unseren Dirndl aus afrikanischen Stoffen etwas zurückgeben zu können.“

Hinter dem Konzept der „Dirndl à l'Africaine“ steht Rahmée's Vision des „Coulour Mix“: Es geht um interkulturelle Einflüsse, die uns täglich begegnen und unser Leben zum „Colour Mix“ machen. Kulturen vermischen sich, gegenseitig lange gehegte Klischees lösen sich im Miteinander auf. Im Fall der „Noh Nee Dirndl“ verschmelzen bayerische und afrikanische Kultur, werden farbenfrohe afrikanische Stoffe mit bayerischen Fünfziger-Jahre-Schnitten kombiniert. Die handgemachten Kleider haben allerdings einen stolzen Preis. Was bewegt Kundinnen dazu, in ein Dirndl solche Summen zu investieren? Rahmée zitiert auf diese Frage gerne Vivienne Westwood: „In einem Dirndl ist jede Frau schön.“ Nicht nur die Modeikone Westwood weiß, dass das bayerische Gewand die Weiblichkeit der Trägerin besonders hervorhebt. Für die Schwestern ist es wichtig, dass Frauen sich in ihren Dirndl nicht verkleidet fühlen, sondern ihr einzigartiger Charakter unterstrichen wird. „Die Investition in eines unserer Dirndl lohnt sich vor allem auch des-

halb, weil die Kleider über das Oktoberfest hinaus zu jedem Anlass getragen werden können“, so Rahmée.

Die Frage nach Gemeinsamkeiten von Deutschland und Afrika lässt Rahmée schmunzeln: „Afrikaner lieben Bier! Gehst du in ein afrikanisches Dorf, kann es sein, dass es kein Wasser gibt – aber du findest immer ein kühles Bier.“ Auch sonst scheint Afrika besonders Süddeutschland zu ähneln. So zeichnen sich beide Kulturen durch Gemütlichkeit und deftiges Essen aus. Was Rahmée manchmal stört, ist das altbekannte bayerische „Grantlertum“. Die größere Gelassenheit der Afrikaner führt sie auf die Sonne zurück, die sich in Deutschland oft wochenlang nicht zeigt. Trotzdem würde Rahmée nicht in Erwägung ziehen, wieder vollständig zurück nach Afrika zu gehen. Der Kontakt zu ihrer alten Heimat beschränkt sich derzeit auf ein soziales Projekt in Benin, das afrikanischen Frauen dabei helfen soll, wirtschaftlich auf eigenen Beinen zu stehen. Im Rahmen dieses Charity-Projekts namens „Noh Nee Benin“ schneidern Afrikanerinnen Schürzen, die Rahmée in ihrem Laden vertreibt. So haben die Frauen die Chance, von ihrer Arbeit zu leben und sich langfristig eine Existenz aufzubauen. Um die Entwicklung zu fördern, wird Marie in den nächsten Monaten nach Afrika reisen, um die Frauen im Schneiderhandwerk weiterzubilden. Rahmée's Wunsch ist, dass eines Tages ein komplettes Dirndl von den afrikanischen Frauen hergestellt wird – aber das wird noch dauern.



Fotos: Franca Hoyer



Fühlt sich Zuhause, wo man Kässpätzlen mit Romadur macht.
Sophia.Barth@campus.lmu.de



Heimat ist dort, wo man die Jahreszeit am Duft erkennt.
J.JaisMuench@campus.lmu.de

Anzeige



Kreative Köpfe gesucht

Du siehst deine Zukunft in den Bereichen Sales & Marketing, Redaktion, Digital Media oder Grafik? Du interessierst dich für Beauty & Lifestyle, Industrials & Technology oder arbeitest gerne in einem internationalen Umfeld? Dann bewirb dich bei BurdaCreative, dem führenden Anbieter von Content-Marketing-Lösungen, und werde Praktikant in einem unserer zahlreichen kreativen Teams!

Burda Creative Group GmbH
bc-jobs@burda.com
burdacreative.de



6

Mit „iSAYHELLO Bayerisch-Deutsch“ lernt unterwegs auch unterwegs. Elf Themen mit den wichtigsten Redewendungen für den Urlaub und auf Reisen werden von einem Muttersprachler vorgesprochen. Die App ist auch offline nutzbar und für 1,79 Euro im App-Store erhältlich.

8

Wer seine Bairischkenntnisse nur auf frischen möchte, kann den Stammtisch „Boarisch gredt, gsunga und gspuit“ des Fördervereins Bairische Sprache und Dialekt e.V. besuchen. Dieser trifft sich jeden ersten Mittwoch im Monat im Feldmochinger Hof. Weitere Infos gibt's auf www.fbsd.de.

7

Langenscheidt liefert mit „Bairisch für Anfänger“ nicht nur eine originell illustrierte Lernfibel, sondern auch witzige und interessante Informationen zur Sprache und Lebensart der Bayern. Das Buch kostet rund 9 Euro und ist auch im App-Store erhältlich.

Anzeige

eat. [pr]. love.

Kommunikation ist Leidenschaft.

[eloquenza pr]

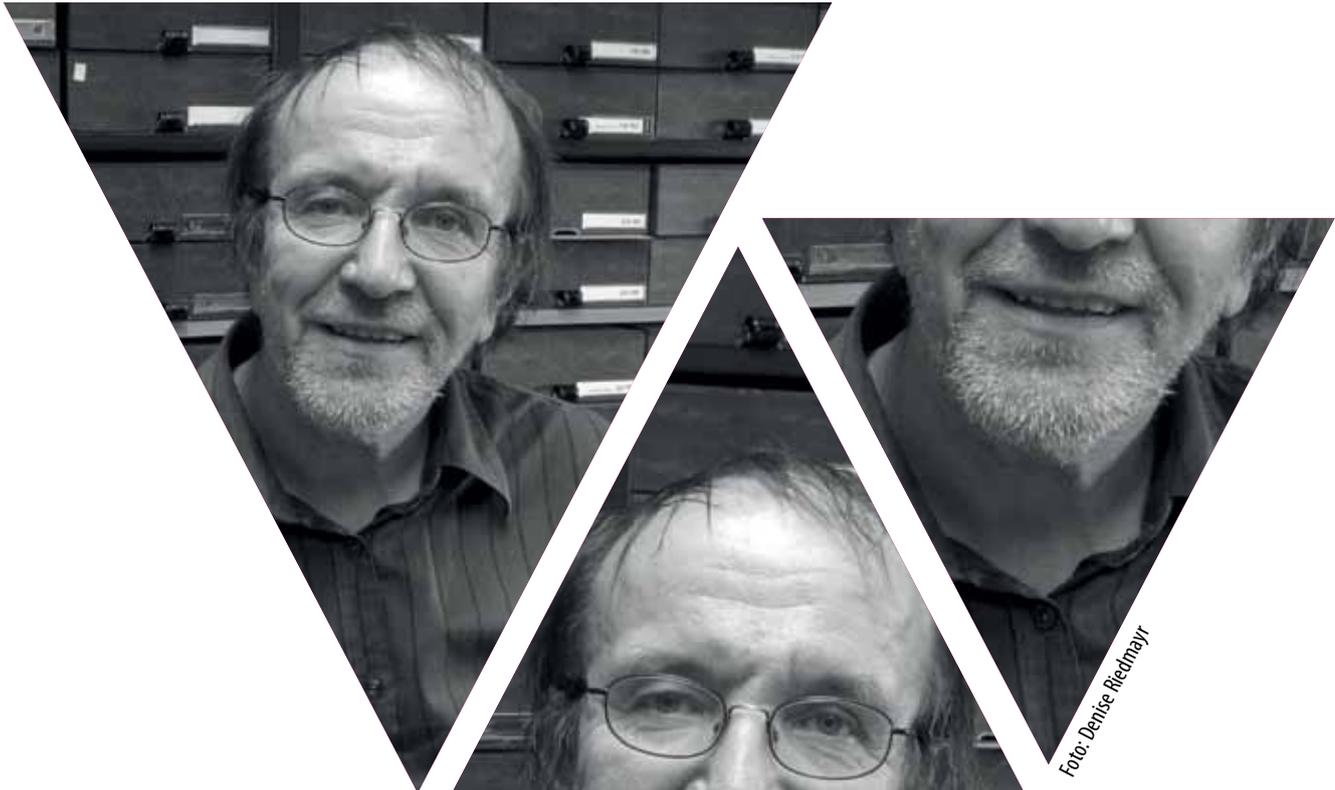
eloquenza pr

Emil-Riedel-Str. 18 - 80538 München

Tel.: 089 242 03 80 E-Mail: info@eloquenza.de

www.eloquenza.de

Bayern, wia song mia?



Ein Brite als Wächter über den bairischen Sprachschatz? Anthony Rowley kennt sich mit dem Gebrauch von Wuascht, Brez'n und Bia besser aus als manch Ureingesessener. Der Professor für Germanistik an der LMU ist Mitautor des „bayerischen Wörterbuchs“ der bayerischen Akademie der Wissenschaften und damit die Speerspitze der Mundartforschung. Er lebt seinen blau-weißen Traum: Rowley verbrachte ein Jahr seines Studiums in Regensburg, verliebte sich dort in ein Landekind und seine Sprache. Jetzt lebt er mit seiner Familie im Freistaat und hat sein Hobby zum Beruf gemacht. Im Interview deckt der „Zuagroaste“ die Geheimnisse der bairischen Sprache auf.

Von Denise Riedmayr

Die wenigsten Deutschen, vielleicht sogar Bayern, wissen, dass es einen großen Unterschied zwischen „bairisch“ und „bayerisch“ gibt. Können Sie uns diesen kurz erklären?

Wir Fachleute sprechen von „Bairisch“, wenn es sich um einen Dialekttyp handelt. Der Dialekt wird nämlich nicht nur in Bayern gesprochen, sondern auch in Österreich. In Bayern wird ja auch nicht nur der bairische Dialekt gesprochen, sondern auch der fränkische und der schwäbische. Ich finde es persönlich am wichtigsten, dass man sich anschaut, wie die Leute sprechen, dass man versucht, das zu beschreiben und zu verstehen.

Wie wichtig ist die Dialektforschung im Vergleich zu anderen Bereichen der Sprachforschung?

Die Sprachforschung sollte sich mit der gesprochenen Sprache befassen, ob das jetzt Dialekt ist oder gesprochenes Hochdeutsch. Es ist nichts „Bledes“, was keine Sau interessiert. Man versteht die Geschichte der deutschen Sprache insgesamt viel besser, wenn man sich die Dialekte anschaut. Hier in Bayern bildet der Dialekt die Handelsbeziehung zu Italien nach, sozusagen die Geschichte des Landes im Dialekt. Sie ist auch deshalb so wichtig, da Dialektsprechen, also Zweisprachigkeit, sowieso der Normalzustand des Menschen ist. 80 Prozent der Sprachgemeinschaften der Welt sind zweisprachig. Eigentlich ist Einsprachigkeit die absolute Ausnahme.

In Bayern wachsen Kinder also sozusagen zweisprachig auf. Ist das förderlich oder kann das in Schule und Beruf ein Hindernis werden?

Mehrsprachigkeit ist förderlich, vor allem für die Sprach- und Ausdrucksfähigkeit. Da gehören natürlich auch Dialekte dazu. Sowohl Goethe als auch Schiller haben beide im Dialekt gesprochen. Das hat ihnen nicht geschadet. Man kann den Dialekt in die Standardsprache übertragen und sie so lebendiger machen. Die größte Gefahr ist, wenn dialektsprechende Eltern ihren Dialekt nicht an die Kinder weitergeben und etwas sprechen, was sie zwar für Hochdeutsch halten, was aber eigentlich gestanztes Bürokratendeutsch ist. Dieser Sprache mangelt es an jeglicher Ausdruckfähigkeit. Die Eltern sollten einfach Bairisch sprechen, dafür brauchen sie sich ja auch nicht zu schämen.

Bairisch ist ein sehr auffälliger Dialekt und wird von Deutschen sofort erkannt. Was macht ihn gerade so besonders?

„Bairisch“ ist der größte Dialektraum Deutschlands. In Bayern wird der Dialekt von etwa fünf Millionen, in Österreich von rund sechs Millionen Menschen gesprochen. Das heißt, man hat viel mehr Gelegenheit, diesen zu hören. Auch ist Bairisch in den bundesdeutschen Medien präsenter. Man ist dem Dialekt stärker ausgesetzt, ob man will oder nicht. Aber so genannte „Zuagroaste“, die sich anpassen wollen, haben in der Regel nicht die geringsten Schwierigkeiten. Sie werden sich wahrscheinlich nicht aktiv anpassen, aber jeder Deutsche versteht – guter Wille vorausgesetzt – nach kurzer Zeit andere deutsche Dialekte.

Viele Studenten hier in München gehören ja zu den „Zuagroasten“ und sprechen damit kein Bairisch. Welche Tipps haben Sie fürs Flirten – lieber mit oder ohne Dialekt?

Man muss natürlich akzeptieren, dass es Vorurteile gibt. Vor allem in den Teilen Deutschlands, in denen man keinen Dialekt spricht. Aber meine Auffassung ist: Das hier ist Bayern, die Bayern sind hier zu Hause und sprechen auch Dialekt. Wenn Bayern miteinander flirten, würden

sie vermutlich Dialekt vorziehen – anstatt gestelzten Hochdeutschen. Wenn die Vorurteile abgebaut sind, und das geht in der Regel sehr schnell, ist es vermutlich „wurscht“ wie ein Mensch spricht. Es ist besser, natürlich zu sprechen und sich in solchen Situationen nicht zu verstellen. Mein Rat wäre: Man spreche so, wie einem der Schnabel gewachsen ist. Das ist in aller Regel effektiver und mit Leuten, die Vorurteile haben, sollte man auf Dauer nicht so viel zu tun haben wollen.

„SOWOHL GOETHE ALS AUCH SCHILLER HABEN BEIDE IM DIALEKT GESPROCHEN. DAS HAT IHNEN NICHT GESCHADET.“

Für das „Mia sama mia“-Gefühl sind wir Bayern nicht nur in Deutschland, sondern auf der ganzen Welt bekannt. Inwiefern ist für dieses starke Identitätsgefühl der bairische Dialekt verantwortlich?

Die Sprache ist immer ein Indiz für die sozialen Verhältnisse – nicht umgekehrt. Natürlich ist eine Rückkopplung vorhanden, aber sie ist dafür nicht verantwortlich. Wenn in Bayern Dialekt gesprochen wird, dann ist das ein Zeichen dafür, dass hier Heimat eine stärkere Rolle spielt als in anderen Bundesländern. Die Ethnologen sprechen deshalb gerne vom Mythos „Heimat“. Ein Grund dafür ist sicher die mit der Industrialisierung einhergehende Landflucht. Es ist in der Regel so, dass Menschen, die auf dem Land leben, eher mit der Heimat verbunden sind. Das waren bis vor 50 Jahren in Bayern etwa 80 bis 90 Prozent. Inzwischen ist es eine Minderheit, aber das wirkt ja noch Generationen nach.

In München, der Hauptstadt Bayerns, geht der bairische Dialekt langsam verloren. Das macht sich vor allem bei der Jugend bemerkbar. Wo sehen sie den Dialekt in 50 Jahren?

Schwer zu prognostizieren, was passieren wird, weil wir vom Jetzt-Zustand zu wenig Ahnung haben. Wir wissen im Grunde nicht, wie die Situation in München ist. Man müsste prüfen, was die Münchner Jugend noch so an Dialekt kann. Aus Lehrveranstaltungen weiß ich, dass es durchaus Bereiche gibt, in denen es sich auch unter Jugendlichen noch gehört, Bairisch zu sprechen: Beispielsweise beim Schafkopfspielen, beim Anfeuern vom FC Bayern, beim Fluchen und Schimpfen. Ich weiß nicht, ob das alles ist, oder was passiv darüber hinaus noch verstanden wird. Sonst scheint der Dialekt in Bayern eigentlich noch recht lebendig zu sein. München ist im Grunde keine bayerische, sondern eine deutsche Stadt. Nicht jeder Münchner empfindet sich als Bayer und diejenigen, die das nicht tun, reden dann auch nicht Bairisch. Sprache ist das Mittel zum Ausdruck der Identität. Solange die Bayern stolz darauf sind, ihre Identität zum Ausdruck zu bringen, und bereit sind, ihre Sprache dazu auch einzusetzen, sehe ich eigentlich nicht schwarz für den Dialekt.



Die Riedmayr Denise sagt „Hut auf“ und fliegt ins Regenbogenland.
Denise.Riedmayr@campus.lmu.de

Bist a Bayer?

Bayern, die Weißwurstnation. Oktoberfestler, Biertrinker, Heimatfanatiker – der Bayer ist vieles. Über keinen Ureinwohner eines deutschen Bundeslandes wird so viel geschrieben. Ist die Fibel „99 Sachen, die muss ein Bayer machen!“ also nur ein weiteres Buch über Bayern? Zeit für einen Realitätscheck.

Von Barbara Auracher



Foto: Petra Dirscherl / pixelio.de

Günther Albrecht wollte nicht irgendein Buch über Bayern schreiben, sondern das Leben des gemeinen Bayern in seinem natürlichen Lebensraum zeigen. Schon das Vorwort von Maximilian Berg, dem Programmchef von Bayern 1, ist ambitioniert. Es will Reise- und Schmankerlführer, Nachschlagewerk, Brauchtumsfibel und Ratgeber in einem sein. Große Worte. Es will Menschen ansprechen, „die dieses Land zwischen Main und Alpen schon zu kennen glauben und diejenigen, die Bayern erst einmal kennen lernen wollen.“ Ob des woi stimmt?

Der erste Punkt lässt jedenfalls eine Klischeebibel erwarten, die nur das „Bayern für Touristen“ abbildet. Jeder, der im Erdkundeunterricht einigermaßen aufgepasst hat, weiß, dass Bayern an die Alpen grenzt. Die Bayern rühmen ihre reiche Landschaft und den unvergleichlich blau-weißen Himmel. „Einmal auf die Zugspitze und sich bewusst werden, wie schön unser Bayern ist,“ ist also wenig überraschend. Wer das Buch überfliegt, findet viele eher klischeehafte „Sachen, die Bayern machen“: „ein Königsschloss besuchen“ (Nr. 8), „in Tracht auf eine festliche Veranstaltung gehen“ (Nr. 7), „einen Volkstanz lernen“ (Nr. 26), „ein Lebkuchenherz verschenken“ (Nr. 98) und so weiter. In dieser Aufzählung darf auch das bayerische Nationaltier, der von vielen heißgeliebte Wolpartinger (Nr. 24), nicht fehlen. Um die vom Aussterben bedrohte Kreuzung aus WOLF, ViPER, Tiger und Klippspringer aufzuspüren, sind schon Scharen junger Madln und Burschen, bewaffnet mit Joppen und Wurstbrot, auf die Pirsch gegangen. Da packt selbst eingefleischte Bayern das Jagdfieber. Dabei kann man den Wolpertinger nur im Jagd- und Fischereimuseum in der Kaufinger Straße besichtigen. Noch eine weitere bereits bestens bekannte Sehenswürdigkeit hat München natürlich zu bieten:

Wer schon selbst keine Sekunde das Gleichgewicht beim Surfen auf der Eisbachwelle (Nr. 91) halten kann, hat zumindest die Möglichkeit, von der Reichenbachbrücke aus die Profis zu beobachten. Wenn man den gemeinen Bayern schon einmal in seinem natürlichen Lebensraum beobachtet hat, weiß man außerdem, dass diese besondere Unterart der Spezies Mensch gerne „eine Diskussion mit Armdrücken beendet“ (Nr. 53). Seine Brotzeit bringt er auch lieber selbst mit (Nr. 75) und im „Weißwurst zuzeln“ (Nr. 32) sucht er zurecht Seinesgleichen. Das Saugen des Bräts aus dem Naturdarm ist in Bayern beinahe schon eine olympische Disziplin, in der nicht nur Schnelligkeit und Technik zählen, sondern auch die Grazie des Zuzelvorgangs.

Neben diesen offensichtlich bayerischen Eigenarten umfasst die Checkliste auch Punkte, mit denen man nicht rechnet. Dass man selbst im Sommer Christbaumschmuck kaufen soll (Nr. 62), darauf kann nur ein Bayer kommen. Deshalb ist das Weihnachtsdorf in Rothenburg ob der Tauber auch ganzjährig geöffnet. Und wer schert sich schon um den Äquator, wenn er sich stattdessen „in die Mitte Bayerns stellen“ (Nr. 38) kann? Auch Nummer 63 ist einzigartig, denn in Bad Kissingen ist es möglich, mit der letzten offiziellen Postkutsche Deutschlands zu fahren. Das zeigt: In Bayern werden Tradition und Brauchtumserhaltung groß geschrieben.

Als Reise- und Schmankerlführer kann man „99 Sachen“ auf jeden Fall bezeichnen. Das Buch verführt zu ungewöhn-



Foto: Verlag Lutz Garnies

lichen Ausflügen in alle Ecken Bayerns. Außerdem lässt es keine kulinarische Spezialität aus: Von Kässpätzle, Schwammerln, Auszogen, Waller und Schrobenhausener Spargel über die drei im Weggla bis hin zum weltbekannten bayerischen Bier ist alles dabei.

Geschrieben hat die Checkliste Günther Albrecht, ein Mitarbeiter des Bayerischen Rundfunks. Entstanden ist sie aus einer Aktion von Bayern1. Das sieht man. Der Bayerische Rundfunk konnte sich Eigenwerbung nicht verkneifen. Verweise auf den Sender findet man in Kommentaren, Erlebnisberichten und sogar bei zwei „Sachen“: „Die Bayern 1-Sommerreise besuchen“ (Nr. 27) ist einer, „Bei einer Live-Sendung des Bayerischen Rundfunks im Publikum sitzen“ (Nr. 87) ein anderer. Dazu kommt das Logo des BR, das dem Leser gefühlt auf jeder zweiten Seite ins Auge springt. Sowohl die Rezension als auch das Vorwort hat der Programmchef von Bayern 1, Maximilian Berg, verfasst. Aber weil der Bayerische Rundfunk ein bayerisches Buch über Bayern geschrieben hat, kann man mit einem „passt scho“ darüber hinwegsehen.

Dass der „gemeine Bayer“ alle Aktivitäten aus dem Buch gemacht hat, darf bezweifelt werden. Gerade deshalb ist „99 Sachen, die muss ein Bayer machen!“ eine informative und unterhaltsame Lektüre über den schönsten aller Freistaaten und eignet sich daher nicht nur für „Zuagroaste“ oder Touristen, sondern auch für alteingesessene Bayern, die ihr Heimatland neu entdecken wollen.



Dahoam is, was an Zwuler gibt.
Barbara.Auracher@campus.lmu.de



Foto: Meyhome / pixelio.de

Anzeige



MELESSA –
Munich Experimental Laboratory for Economic and Social Sciences

Geld verdienen bei Entscheidungs- experimenten am PC!

Informationen unter:
www.melessa.lmu.de
www.facebook.com/melessa.lmu



Für Smartphone-Benutzer:
Bildcode scannen, etwa mit
der App „Scanlife“



Der Mönch und das Madl

Als Wahrzeichen unserer Stadt wacht das Münchner Kindl seit Jahrhunderten über die bayerische Landeshauptstadt. Ursprünglich zierte ein Mönch das Wappen. Heute reitet ein junges Mädchen in schwarz-gelber Kutte zur Wies'n. Wie aber kam es dazu?

Von Marita Wehlus

Dieses Jahr feiert München sein 855-jähriges Bestehen. Erstmals taucht die bayerische Landeshauptstadt in Aufzeichnungen aus dem Jahr 1158 auf, kaum ein Jahrhundert später das Stadtsymbol: Ein Siegelring hat 1239 dem ersten Brief den „Münchner Stempel“ aufgedrückt. Mit Kutte, die Kapuze tief ins Gesicht gezogen, steht ein Mönch vor dem Stadttor – so sah das Siegel der Stadt München im 13. Jahrhundert aus. Dieses Symbol stand nicht etwa für die religiöse Zugehörigkeit zum Katholizismus, sondern war der stilisierte Name unserer Stadt, „bei den Mönchen“. Mit der Zeit bekam der Mönch eine zunehmend weltliche Bedeutung. Mit einem Eidbuch in der einen Hand, die andere Hand zum Schwur erhoben, wacht der Mönch bis heute über die Stadt. Optisch hat sich seither jedoch einiges getan: Im Jahr 2013 kann es auch der Bierkrug, der Radi, ja sogar der Laptop sein, den das Münchner Kindl in den Händen hält. So in Szene gesetzt wirbt es für die moderne Metropole.



► Das Münchner Kindl Maria Newrzella mit dem Champions League-Pokal 2012.

Foto: Maria Newrzella

Bevor das Wahrzeichen der Stadt eine Werbefigur war, kam dem segnenden Mönch eine ganz andere Bedeutung zu. Die Historikerin und Wappen-Expertin des Hauses der Bayerischen Geschichte, Emma Mages, hat sich speziell mit dem Münchner Kindl beschäftigt: „Die enge Verbindung zu Kirche und Religion war im Volk immer vorhanden“, schließt sie aus der religiösen Vergangenheit Bayerns, „so dass auch der Mönch von der Durchschnittsbevölkerung sicher durchgängig als Segen und Schutz ausstrahlende Figur wahrgenommen wurde.“ Er ist also unser persönlicher Schutzheiliger. Deshalb hat sich der Mönch auch über Aufklärung und Säkularisation hinweg gehalten.

Es war am Ende weder eine politische Macht noch die Entfremdung von der Religion, die das Symbol veränderten, sondern die Kunst. Nachdem 1727 das erste Mal vom Münchner Kindl die Rede war, haben Künstler das Wahrzeichen des Mönches im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts immer stärker verniedlicht, und aus dem Klerikalen wurde ein Kind. Der Grund könnte in der damaligen Mentalität der Bürger liegen: Möglich wäre, „dass die Bevölkerung über die Jahrhunderte ihre Wappenfigur, den schützenden Mönch, als Symbol der Bürgergemeinschaft so lieb gewonnen hatte, sozusagen eine emotionale Bindung wie zu einem Kind aufgebaut hat“, vermutet Emma Mages. Heute ist es ein junges Mädchen, das über die bayerische Landeshauptstadt wacht, eine moderne Münchnerin, die zwar in der Tradition verwurzelt ist, aber nichts mehr mit dem Bild eines Mönches gemein hat.

Erst langsam näherte sich die Darstellung im 19. Jahrhundert an das heutige Wahrzeichen an. Denn eigentlich war das Münchner Kindl zunächst ein „Bub“. Bis heute zierte die Spitze des Rathausturms eine Figur, für die Ludwig Schmid-Wildy 1905 Modell stand. Im Jahr 1938 gab es dann das erste Münchner Kindl in persona, das beim Einzug der Wies'n-Wirte die schwarz-gelbe Kutte tragen und München repräsentieren durfte. Und zwar die Frau, die später die Kultfigur „Pumuckl“ erfand. Dabei war Ellis Kaut eine gebürtige Stuttgarterin. Mit 18 Jahren – da lebte sie bereits 16 Jahre in München – trat sie das Amt an und begründete damit eine Tradition, die bis heute von jungen Mädchen weitergelebt wird.

Das Münchner Kindl des 21. Jahrhunderts ist sowohl offizielle Repräsentantin als auch Botschafterin der Landeshauptstadt. Dabei hat Maria Newrzella gerade erst ihr Abitur gemacht. Maria tickt genauso wie andere junge Menschen in ihrem Alter. Daher merkt sie auch, dass das Wahrzeichen aus der Mode gekommen ist: „Meine Generation weiß oft gar nicht mehr, was das Münchner Kindl ist, aber ältere Menschen zeigen oft auf mich und sagen zu ihren Enkeln: ‚Schau, das ist das Münchner Kindl!.“

Im Dienst sitzt Maria beim Anstich auf dem Bierfass und reitet beim Wies'n-Einzug dem Umzug voraus – auch wenn sie sich kaum auf dem Sattel halten kann. Beim „Finale Dahoam“ brachte Maria den Champions League-Pokal auf die Bühne und beim Brauertag trägt sie den Bayerischen Prolog vor. Obwohl sie nur Hochdeutsch spricht, wie viele Münchner. Maria repräsentiert eine Bevölkerung, die nicht ausschließlich katholisch ist, sich nicht mit Mönchen identifizieren kann, aber mit Bier.

Vom 13. Jahrhundert bis heute begleitet uns das Münchner Kindl nun schon. Ob als Mönch oder Mädchen wacht es vom obersten Turmspitz des Rathauses über alle Bewohner der bayerischen Landeshauptstadt. Der Blick nach oben lohnt sich – auch auf die Gefahr hin, wie ein Tourist zu wirken.



...ist ein echtes Münchner Kindl:
Marita.Wehlus@campus.lmu.de



„Jessas, ham mia an Durscht!“

Über 3.500 Stammgäste und rund 130 Stammtische: Das Münchner Hofbräuhaus ist der Hotspot für ausgelassene Bierrunden. Während sich in der „Schwemme“ die Massen den Bierkrug in die Hand geben, trifft sich oben im „Bräustüberl“ einmal im Monat eine Runde, die neben Brez'n, Obazda und Bier vor allem auf eine Komponente setzt: die Musik.

Von Andreas Torwesten und Linda Schumacher

München, Hofbräuhaus. Kurz vor acht. Touristischer Hochbetrieb am Platzl. Asiatische Reisegruppen drängen sich vorm Eingang des berühmtesten Biertempels Münchens – den Mundschutz vors Gesicht gepresst, hektisch mit dem Reiseführer wedelnd, um den Hals baumelt die Spiegelreflexkamera. Aus den Tiefen des Gedränges schrillt die gehetzte Stimme einer Touristenführerin. Man ist mittendrin im multikulturellen Massenaufmarsch. Schwer vorstellbar, dass an diesem Ort auch ein original bayerischer Musikantenstammtisch stattfindet.

Ein paar Treppenstufen höher, eine andere Welt: vollbesetzte massive Eckbänke, ein olivgrüner Kachelofen wie aus dem Antiquitätenladen, imposante Kronleuchter an der Decke. „Chefin, a hoibe Bier, bitte!“, ruft ein älterer Herr in Tracht und mit Gamsbart. An einer langen Tafel aufgereiht sitzen die Protagonisten des Abends, die Musikanten. Die Harfenistin stimmt die letzten Saiten, eine fesche Blondine macht Trockenübungen am Akkordeon. Mitten auf dem Tisch thront eine riesige goldene Tuba. Nach der ersten Runde Bier gibt Franziska Eimer mit kurzer Verspätung – schließlich wird bayerische Gemütlichkeit groß geschrieben – durchs kratzende Mikrophon den Startschuss für die erste Gruppe des Abends, die „Gerner Zipfeklatscher“. Ein paar rassige Takte später, in denen der Kellner die nächste Runde Bier und ein paar zünftig belegte Brotzeitplatten serviert, erheben die Musiker die Gläser und singen aus vollem Hals das inoffizielle Credo dieses Abends: „Jessas, ham mia an Durscht!“

Den Grundstein für den Münchner Musikantentreff legte der „Nieder-

bayerische Musikantenstammtisch“, eine Combo aus Studenten, die fern der Heimat nicht auf ihr traditionelles Liedgut verzichten wollten. Seit 2008 organisiert Franziska Eimer jeden ersten Montag im Monat eine Neuauflage. Das Prinzip ist einfach: Jedes Mal lädt die 32-Jährige gezielt Volksmusikgruppen aus dem Umland des Weißwurstäquators ein, die für den Einstieg sorgen. Darauf folgt die bayerische Jamsession, das Herzstück des Abends, bei der jeder mit jedem, ob Jung oder Alt, Profi oder Laie gemeinsam musizieren. Einzige Voraussetzung ist die Liebe zum bayerischen Liedgut. Bei den Wirtsleuten vom Hofbräuhaus stieß diese Art gelebter Brauchtumpflege auf Begeisterung. „Dass die Idee eines regelmäßigen Musikantentreffs so gut ankommen würde, haben wir schon erwartet“, meint Hofbräuhaus-Wirtin Marlene Heuberger. „Wir haben ja bei uns im Haus jeden Tag Live-Musik, diese spontane Art des Musizierens ist jedoch einzigartig. Der Teilnehmerkreis ist nicht abgeschlossen, jeder ist herzlich willkommen mitzumachen.“

Und tatsächlich: Neben der Spontaneität fällt die Vertrautheit und Offenheit auf, mit der sich die Musiker begegnen. Der Großteil der Musikanten gehört mittlerweile zum festen Inventar. Durch das gemeinsame „Jammen“ sind aus Fremden Bekannte und aus Bekannten Freunde geworden. Auch Andrea Pancur hat hier ihre zweite musikalische Heimat gefunden. Die Sängerin macht eigentlich jiddische Musik. Als sie vor eineinhalb Jahren das erste Mal den Stammtisch besuchte, hat sie ihre Leidenschaft für die Volksmusik entdeckt. „Wenn ich nicht gerade mit meinem Projekt ‚Alpenklezmer‘ auf



Fotos: Andreas Torwesten und Linda Schumacher

▶ Ians Tuba hat schon viel mitgemacht. Er liebt sie trotzdem – oder gerade deshalb.



▶ Die Profis Evelyn Huber und Mulo Francel von „Quadro Nuevo“ jammen mit.

Tour bin, schau ich gerne im Hofbräuhaus vorbei und spiele oder singe auch selber mit. Das Schöne daran ist vor allem, dass ich hier so viele neue Kontakte knüpfen konnte. Am Anfang kannte ich niemanden, heute kenne ich fast jeden.“ Doch Andrea Pancur ist nicht der einzige Profi, der den Weg zum Musikantenstammtisch gefunden hat. So sprangen beispielsweise für die vom Hochwasser eingesperrte österreichische Gruppe „Blechschröa“ Evelyn Huber und Mulo Francel vom international bekannten Tango-Quartett „Quadro Nuevo“ ein. Franziska Eimer schwärmt noch heute von der Kooperation mit den Münchner Philharmonikern und anderen unvergesslichen Auftritten: „Ein Highlight war für mich auch die Begegnung mit einem New Yorker Gitarristen, der auf dem Rückweg vom Heavy-Metal-Festival Wacken um Mitternacht zufällig im Bräustüberl aufgetaucht ist. Wenn man sich überlegt, dass er am Vortag vor 60.000 Leuten noch fett den Rock gespielt hat und am nächsten Tag mit uns am Stammtisch jammt, ist das schon eine große Ehre.“

Ein weiteres Original unter den Stammgästen ist der britische Singer-Songwriter Ian Gurdan Thomas. Schon durch sein Auftreten sticht er aus der Masse heraus. Die verbeulte Tuba über die eine, die Gitarre im Stoffbeutel über die andere Schulter gehängt, betritt er das Bräustüberl, und schon tönt es aus allen Ecken: „Servus Ian, bist a scho do?!“. „Sorry, i bin bissal spät“, sagt er mit britischem Akzent und vergräbt die Hände tief in den Taschen seiner Cordhose. So viel England muss dann doch sein. Er habe Komposition in Birmingham studiert, erzählt Ian, und sei dann der Liebe wegen ins schöne München gezogen. Der Musikantenstammtisch half ihm, sich mit der bayerischen Kultur vertraut zu machen: „Es war ein bissal wie meine bayerische Taufe.“ Auch in musikalischer Hinsicht half ihm der Stammtisch weiter, denn der Engländer mit der Tuba ist mittlerweile fester Bestandteil einiger urbayerischer Musikcombos.

Genau diese Art der Integration ist auch Franziska Eimer ein großes Anliegen: „Es ist wichtig, dass auch Menschen aus anderen Län-

dern oder Musiker mit Migrationshintergrund mitmachen und sich wohlfühlen dürfen. In dieser Hinsicht offen zu sein, liegt mir sehr am Herzen. Genauso wichtig ist es, die traditionelle Musik und die schönen alten Stücke zu präsentieren. Zusammen mit den internationalen Einflüssen entsteht so immer wieder Neues.“ Das ist wohl die größte Besonderheit des Stammtisches: Die Volksmusik bildet zwar immer den Kern des Musikertreffs, aber was das Ganze so einzigartig macht, ist die Inspiration durch Musiker aus anderen Ländern und Kulturen. Das beste Beispiel sind vier Musiker aus Simbabwe, die mitten in die urbayerisch-gemütliche Kammermusikszene hereinplatzen. Sie tragen ausgewaschene Surfershirts, die Sonnenbrillen auf der Stirn und ihre Dreadlocks hängen aus den Rastamützen heraus. Afrikanische Rhythmen mischen sich mit bayerischem „Um-Ta-Ta“, Xylophone erklingen in rasendem Stakkato, und der Frontmann improvisiert mit tiefer Bassstimme.

Spontaneität, Offenheit und die Leidenschaft zur Musik einen die Teilnehmer des Musikantentreffs. Ein Besuch bei der bayerischen Jamsession lohnt sich, um festgefahrene Klischees über die „ach so altmodische“ Volksmusik aus Musikantenstadel und Wieszelt über Bord zu werfen.

„Habedehre, i bin bissal müde“, sagt Ian Gurdan Thomas um 3 Uhr morgens, trinkt sein Bier aus und geht nach Hause. In einem Monat ist er wieder da.



A resche Brettljaus'n und a Maß Bier – da fühlt sich Andi daheim. Andreas.Torwesten@campus.lmu.de



Für Linda ist Heimat da, wo die (Blas-)Musik spielt. Linda.Schumacher@campus.lmu.de



► Gute Stimmung im Backstage: Obwohl nur wenige Leute zu ihrem Konzert im 8below erschienen sind, freuen sich die Musiker auf ihren Auftritt.

Foto: Elsa Herrmann

München: Hartes Pflaster für Musiker

Im Club 8below am Stachus können junge Musiker jeden Mittwoch kostenlos auftreten. Zwar nutzen Bands solche Gelegenheiten gerne, doch kleine Livekonzerte ziehen selten großes Publikum an. Das ist nur eines von vielen Problemen, mit denen Musiker in München zu kämpfen haben. Ein Einblick in die Underground Szenen der Landeshauptstadt.

Von Elsa Herrmann

Es ist Mittwoch Abend im 8below und somit Zeit für das wöchentliche Bergfest, an dem der Club seine Bühne für Musiker öffnet, die einen Ort zum Auftreten suchen. Meist spielen hier Rock- und Metal-Bands, doch Conny und Basti vom 8below-Team betonen: „Es ist uns wichtig, allen Musikern eine Plattform zu bieten.“ Deswegen gibt es gelegentlich auch Singer-Songwriter-, Indie- und Hip Hop-Abende. Um auftreten zu dürfen, muss sich eine Band bei Philip bewerben. Der Sänger der Death Metal Band Combustion hat das Bergfest 2010 ins Leben gerufen und legt fest, ob und wann eine Band ihren kostenlosen Gig im 8below bekommt.

EIN IN SICH GESCHLOSSENER KREIS

Heute steht Hip Hop auf dem Programm, organisiert hat das Event der 26-jährige CKC, der als Hauptact auftritt und slax und die ZimmerRhymer Fraktion mit ins Boot geholt hat. Sie alle kennen und fördern sich untereinander. „Ich kann nur auftreten, wenn er auftritt!“, meint slax und deutet auf seinen Mentor CKC. Wer Musiker ist und zu einer Szene gehört, kennt auch alle anderen

Musiker seiner Szene, das ist in der Metal- und Rock-Szene nicht anders als beim Hip Hop. Unabhängig von der emotionalen Verbindung durch die gemeinsame Leidenschaft hat das hier praktische Gründe: „Generell herrscht ein chronischer Mangel an Bassisten und Drummer. Das führt dazu, dass ein Musiker oft in mehreren Bands gleichzeitig spielt“, erklärt Dok Martin, Sänger der Rock'n'Roll Band Angsters Inc. Der erfahrene Musiker spielt nebenbei auch in der Funeral Doom Metal Band Worship und spielte mit denselben Kollegen in den ersten Jahren nach der Jahrtausendwende in der Gothic Rock Band beyond the void.

CKC ist froh, im 8below auftreten zu können. Viel Auswahl gibt es nicht, wenn Musiker nach einer Bühne suchen: Die Clubs mit entsprechenden Möglichkeiten lassen sich an einer Hand abzählen und werden immer weniger. Im Januar 2013 musste das 59:1 schließen, fünf Jahre lang ein Schauplatz für kleine Underground-Konzerte in der Sonnenstraße. In den meisten Fällen müssen Musiker eine Menge Kosten übernehmen, die Miete und die Technik sind bei Weitem nicht die einzigen Posten. Manchmal verlangen Clubs auch eine Startzahlung als Voraussetzung für alles Weitere. Das 8below ist eine Ausnahme,

hier dürfen die Musiker umsonst auftreten.

Bei etablierten Veranstaltungen wie Festivals müssen Bands sich um einen Auftritt bewerben. Und lange nicht jede kommt zum Zug: Während der ehemalige LMU-Student Jens mit seiner Metal-Band Lilith 2010 auf dem Studentenfestival StuStaCulum auftreten durfte, kassierte Rapper CKC Absagen am laufenden Band, nicht nur vom StuStaCulum, sondern auch vom TUNIX und dem GARNIX.

Wenn Veranstalter die Wahl zwischen einem Livekonzert und einem Diskoabend haben, scheint ihre Entscheidung klar. Dok Martin sieht das im direkten Vergleich zu seinem Bruder, einem Drum'n'Bass-DJ: Während Dok für ein Konzert mit den Angsters Inc. abgelehnt wurde, empfing dieselbe Location seinen Bruder mit offenen Armen. „Viele Clubs bangen eben dauernd ums Geld“, erklärt Dok. „Und wenn man sich jeden Monat aufs Neue die Frage stellen muss, ob man schließen muss oder weitermachen kann, dann nimmt man halt das, was Geld bringt.“ Und das ist nicht Live-Musik aus Underground-Nischen, denn wirklich gut besucht sind Konzerte selten.

Zum Hip Hop Konzert mit CKC und seinen Mit-

streitern sind ungefähr 50 Leute erschienen, eine Besucherzahl, die die Musiker gewohnt sind. Die ZimmerRhymer wissen, dass ihr Publikum in München nur sehr klein ist: „München ist eine Schickimicki-Stadt, Hip Hop interessiert hier niemanden.“ Doch auch diejenigen, die da sind und sich folglich für die Szene interessieren, begegnen den Musikern nicht gerade mit Enthusiasmus. Es sind eher die Musiker selbst, die eine Party feiern, während sich der Rest distanziert im Hintergrund hält. Als slax versucht, mit dem Publikum zu interagieren, gehen nur CKC und die ZimmerRhymer wirklich auf ihn ein. Dieses Problem kennt auch Dok Martin und glaubt, das Münchner Publikum geniere sich davor, Begeisterung zu zeigen: „Aus irgendeinem Grund scheint Begeisterung echt uncool zu sein!“. Doch das liegt nicht nur am Publikum. Dok selbst war oft Zeuge schlechter Konzerte: „Wenn sich jeder auf die Bühne stellt, der sein Instrument gerade halten kann, und zudem der Sound grotten-schlecht ist, ist es kein Wunder, dass keiner auf Konzerte gehen will.“

ANTIKREATIV, DOCH NOTWENDIG: MARKETING UND ORGANISATION

Die Organisation von Auftritten, das Bewerben ihrer Gigs, das Knüpfen von Kontakten, also all das, was für Musiker mit Plattenvertrag ein Label oder Management übernimmt, müssen die Underground-Bands selbst erledigen, und häufig tun sie sich damit schwer. „Bürokratie ist antikreativ“, meint Jens. „Man hat die Ambition, Musik zu machen, doch der größte Teil des Bandseins besteht aus Marketing und Organisation.“ Auch die ZimmerRhymer sind sich einig, dass alles einfacher wäre, wenn sie jemanden hätten, der sich um die Organisation kümmert: „Eben weil wir das alles selbst machen, kommen wir auch so selten an Auf-

tritte heran.“ Wenn es darum geht, sich und seine Musik zu vermarkten, hält CKC eine gute Internetpräsenz für unabdingbar, und auch Jens schwört auf die Plattform Internet. In der Facebook-Gruppe „Metal in München“ informiert er Fans und Kollegen über kommende Auftritte von Lilith oder sucht Bands für gemeinsame Konzerte, denn die Kontakt- und Werbemöglichkeiten im Internet haben zwei wichtige Vorteile: Sie sind unkompliziert und kostenlos. Wirklich effektive Promotion findet jedoch nur statt, wenn man als Band eine Supporttour mit berühmteren Kollegen fährt, so Dok. Nirgendwo knüpft ein Musiker leichter wichtige Kontakte zu anderen Musikern, Labelmitarbeitern oder Veranstaltern. Außerdem ziehen große Namen großes Publikum und die kleineren Bands bekommen dadurch die Möglichkeit, einen bleibenden Eindruck zu hinterlassen. Doch eine größere Supporttour kostet meist mehrere Tausend Euro. Es sind also nicht gerade optimale Bedingungen. Das Prinzip, das das 8below

verfolgt, ist zumindest ein erster Schritt in die Richtung, die sich die Musiker wünschen: Eine bekannte Veranstaltung, die eine Bühne mit einigermaßen guter Soundqualität bietet, aber ohne finanzielles Risiko. Deshalb wird das Bergfest auch immer beliebter bei Musikern, meinen zumindest Conny und Basti vom 8below-Team. Manchmal müssen Bands länger auf einen Gig warten, weil die Bewerbungen so zahlreich sind. Aus Liebe zur Musik werden die Musiker trotzdem und immer wieder alle Schwierigkeiten in Kauf nehmen: „Wer Musiker ist, wird immer Musik machen. Egal, wie und wo“, ist sich Dok sicher. Auch die Hip Hopper sind sich einig, dass ihr Hobby all die Nachteile wert ist: „Musik ist nicht mein Hobby“, sagt slax, „es ist mein Leben!“.



Elsa nennt viele Orte Zuhause.
Elsa.Herrmann@campus.lmu.de

(i) Mit dem Communicator sprachen:



Die Angsters Inc. Sie sind gemeinsam mit drei anderen Münchner Bands Teil der Rockband-Gemeinschaft „Munich Overdrive“. Im Frühjahr 2013 erschien ihre gleichnamige EP in Eigenvertrieb.



Lilith: Die 2005 gegründete Band bezeichnet ihren Metalstil als „Miasma Metal“. Ihr Album „Catharsis“ brachten die Musiker 2011 ebenfalls im Eigenvertrieb heraus.



CKC ist seit 2005 in der Hip Hop Szene aktiv. Er freut sich auf den Sommer: Am 25.08.2013 erscheint sein erstes Album „Auch wenns keiner hört“ in Eigenvertrieb.



ZimmerRhymer Fraktion: Die siebenköpfige Hip Hop Crew aus Landshut ist vor einigen Jahren nach München umgesiedelt. Ihre letzte von drei CDs brachten sie 2011 heraus.

dju in ver.di
Deutsche Journalistinnen- und Journalisten-Union

Qualität und Unabhängigkeit im Journalismus sichern, Aus- und Weiterbildung fördern, Arbeitsbedingungen verbessern – das sind zentrale Anliegen der dju.

Rat und Tat sind uns nicht weniger wichtig. Ob Ausbildungswege, Honorare, rechtliche Aspekte und Rechtsschutz – als Mitglied der dju können Sie die kompetente Beratung in allen beruflichen Fragen erwarten.

Für weitere Informationen stehen wir Ihnen gerne zur Verfügung!

Besuchen Sie uns im Web:
www.dju-bayern.de und www.dju-campus.de.

dju.

Deutsche
Journalistinnen- und
Journalisten-Union

Kontakt:
dju in ver.di
Landesbezirk Bayern
Schwanthalerstr. 64, 80336 München
Ihr Ansprechpartner: Ertunç Eren
Tel. 089 / 59977 – 7081
ertunc.eren@verdi.de



Deutschlandbild in Brasilien

Deppert kalt *oder* vom Kühlschrank in der Torte

Er hätte auch als Rotkäppchen gehen können. Mit der roten Kopfbedeckung sah Rodrigo der Märchenfigur verblüffend ähnlich. Doch sein Kopf war eine Kirsche und Rotkäppchen tanzte ein paar hundert Meter vor ihm. Rodrigo steckte in einem der 80 Schwarzwälderkirchentortenstücke. Jeweils acht ergaben zusammen eine Torte, zu groß, um in Rotkäppchens Korb zu passen.

Von Elisa Münch

Die mannshohen Kuchen waren Teil des Umzugs der Sambaschule Unidos da Tijuca, eine der ältesten von Rio de Janeiro. Jedes Jahr präsentieren sich die zwölf besten Sambaschulen Rios an Umzügen im Sambodromo, dem Stadion für den Karneval. Jedes Jahr zeigen die professionell gemanagten Sambaschulen ein Thema mit einem neuen Lied, passenden Kostümen und Wägen. Dieses Jahr wählte Unidos da Tijuca *Zauberhaftes Deutschland*. Vollkommen selbst haben sie sich dieses Motto nicht ausgesucht, es wurde ihnen schmackhaft gemacht. Verantwortliche des deutschen Generalkonsulats und des Goethe-Instituts in Rio meinten, dass es eine gute Idee wäre, Deutschland auf dem größten Karneval der Welt zu präsentieren – als Auftakt zum Deutschlandjahr in Brasilien, das im Mai 2013 begann.

Es war heiß, laut und lebendig. Berauschend wie Caipirinha. Jede Sambaschule hat genau 82 Minuten Zeit, um die über 80.000 Zuschauer auf den Rängen, die Millionen vor den Bildschirmen und die Jury von sich zu überzeugen. Anders als im brasilianischen Alltag wird beim Umzug strikt auf die Zeit geachtet. Es wird getrommelt, getanzt und gesungen als gäbe es kein Morgen. Und so ertönte dieses Jahr in Dauerschleife ein Samba mit dem Refrain *Brasilien und Deutschland vereint. Flaggen, Kulturen, Wissen. Es wird donnern, ein unvergessliches Jahr*. Passend zu dem Lied wurde eine Komposition aus deutscher Mythologie, Erfindungen, Märchen und Gastronomischem erstellt. Der germanische Donnergott war genauso vertreten wie Gutenbergs Buchdruck, der VW-Käfer, Playmobilfiguren und Grimms Märchen. Dazu tanzten deutsche Spezialitäten im brasilianischen Takt.

Der Umzug einer Sambaschule ist Kunst, durchdacht von Anfang bis Ende. Mehr als 4.500 Kostüme wurden genäht, geklebt und bestickt. An acht riesigen Karnevalswägen wurde geschweißt und gebaut. Das kostet. Enorm viel. Die Erlöse aus dem Verkauf von Fernsehrechten und Zuschüssen der Stadt decken etwa die Hälfte der Kosten. Für die andere, so hoffte man in Rio, finde man deutsche Sponsoren. Immerhin ist Brasilien voll von Firmen aus Deutschland, die Metropole São Paulo ist nach dem Ruhrgebiet der größte deutsche Industriestandort. Doch nur drei deutsche Firmen traten als Sponsoren auf, von anderen hieß es, dass man kein Interesse habe. Die Deutschen hätten dieses Bild von blutjungen, leichtbekleideten Sambatänzerinnen im Kopf, vermutet man bei Unidos da Tijuca. Die Sambaschule konnte daher nicht alles Geplante umsetzen. Von all dem bekam Rodrigo nur am Rande etwas mit, er half in jeder freien Minute in den alten Hallen an Rios Hafen, Produktionslager der Wägen und Kostüme. Es gab viel Arbeit, wie jedes Jahr. Weit wichtiger als eine Auszeichnung ist für die Tänzerinnen und Tänzer etwas anderes: Es geht um Ehre. Mitwirkende leben für den Karneval, manche gönnen sich das ganze Jahr über kaum etwas, sparen, wo es nur geht. Die Begeisterung für den Karneval ist bei den Einheimischen so groß wie die geballte Euphorie für das runde Leder.

An seinem Kostüm, der Schwarzwälderkirchentorte, hat Rodrigo auch mitgeholfen. Einmal bisher hat er von der berühmten deutschen Torte probiert. An damals erinnert er sich genau. *Uma delícia* war das, was ganz Feines. Wie viele Brasilianer verbindet er mit Deutschland vor allem Sauerkraut, Weißwurst und Weizenbier, Michael Schumacher und Autos. Andere Fußballvereine außer *Baian Munchen* scheint es nicht zu geben. Und dass München nicht die deutsche Hauptstadt ist, halten viele für Schmarren. Dass die Deutschen ihr Bier lauwarm trinken erzählt man hier. Undenkbar in Brasilien, wo das Bier *estupidamente gelada*, deppert kalt, sein muss. Wirklich Hopfen und Malz verloren sei bei den Deutschen in Sachen Sambatänzen. Beim Umzug habe auch ein Deutscher als Torte mitgetanzt, oder es zumindest versucht, meint der Brasilianer mit einem Schmunzeln. Schon Berti Vogts sagte einst: „Wenn wir neben Brasilianern tanzen, dann sehen wir aus wie Kühlschränke.“

Nächstes Jahr wolle man wieder den Titel holen, das steht fest. Genauso wie das Thema und das Aussehen der Kostüme und Wägen, an denen schon jetzt gearbeitet wird.



Foto: Elisa Münch



Für Elisa ist Heimat ein Gefühl.
Elisa.Muench@campus.lmu.de



Willkommen in München

München ist eine Weltstadt mit Herz – doch nicht jedem, der neu nach München kommt, fällt es leicht, sich hier einzugewöhnen. Soziale Netzwerke wie Facebook helfen Kontakte zu knüpfen. Wir haben's ausprobiert.

Von Sofia Junginger und Linda Folk

Es schüttet in Strömen, als wir im Café CADU gespannt darauf warten, ob wir von den Neu-Münchnern fast wortwörtlich im Regen stehen gelassen werden. Wer geht bei so einem Wetter auch freiwillig vor die Tür, um sich mit wildfremden Menschen in einer Bar zu treffen? Und wie hilfreich können Facebook-Gruppen dabei sein, längerfristig Kontakte und Freundschaften zu knüpfen?

Neu in einer fremden Stadt zu sein, ist immer herausfordernd: Man kennt keine oder nur wenige Leute, und hat mit der neuen Lebenssituation auch schnell mehr als genug zu tun, um nebenbei noch Kontakte zu knüpfen. Das Internet kann dabei helfen. In sozialen Netzwerken wie Facebook werden daher vermehrt Gruppen und Seiten für Münchner Neulinge gegründet. In einer der „Neu in München“-Facebook-Gruppen hatten wir gefragt, ob Leute Interesse daran hätten, ihre Erfahrungen als „Zuagroaste“ mit uns zu teilen. Die erste Herausforderung, der wir uns gegenüber sahen, war, wie wir den Mitgliedern der Seite unser Anliegen interessant, aber dennoch professionell vermitteln können. Unser erster Versuch, ein Treffen zu organisieren, war offenbar zu gewagt. So wurden wir von einem der Gruppenmitglieder darauf aufmerksam gemacht, dass wir auf unsere Einladung locker mit 500 Zusagen rechnen könnten. Geschockt löschten wir unsere Veranstaltung erst einmal aus der Gruppe. Beim nächsten Versuch meldete sich dann tatsächlich eine Handvoll Interessenten,

die sich mit uns treffen wollten. Angewiesen auf die wenigen Zusagen sitzen wir schließlich bei grauenvollem Wetter im Café. Im Stich gelassen werden wir aber nicht: Um kurz nach acht treibt der Regen ein knappes halbes Dutzend Leute herein. Wie sich herausstellt eine bunt gemischte Truppe aus ganz Deutschland, mit den verschiedensten Berufen und Hintergründen: ein junger Student aus Ingolstadt, zwei Mittzwanzigerinnen aus Thüringen, ein überzeugter Schwabe und ein waschechter „Ur-Bayer“.

Wir verbringen mit den fünf Neu-Münchnern einen gemütlichen Barabend und erfahren viel über ihre Erfahrungen und Enttäuschungen in ihrer neuen Heimat. Nur zwei von ihnen sind tatsächlich seit weniger als einem Jahr in München. Die anderen leben teilweise schon seit mehreren Jahren hier, sehen sich aber trotzdem noch nicht als Münchner. Das ist einer der Gründe, weshalb sie die Facebook-Gruppe weiter nutzen, aber auch, um Leute kennenzulernen und neue Erfahrungen zu machen.

Tiefe Freundschaften, so berichten alle, haben sie über die Gruppe bisher nicht geschlossen, dennoch verdanken sie einige schöne Abende in Bars und Clubs den Facebook-Events. Eine Veranstaltung kann jedes Mitglied der Gruppe initiieren. Man postet spontan oder geplant in die Gruppe was, wann, und wo veranstaltet werden soll. Wer Lust hat, sich anzuschließen, antwortet

kurz oder kommt spontan dazu. Organisiert werden gemeinsame Isar-Radltouren, Verabredungen zum Joggen, gemütliche Barabende oder Runden durch die Münchner Clubs. Wie oft die verschiedenen Mitglieder diese Angebote wahrnehmen, variiert von Person zu Person: Je nachdem, wie lange sie schon in München leben, wie viele Kontakte sie außerhalb der Gruppe bereits geschlossen und welche Interessen sie haben. Jeder Vorschlag birgt jedoch das Risiko, keine Antwort zu bekommen – allerdings gilt das fast ausschließlich für die Männer. Denn viele der männlichen Mitglieder sind auf der Suche nach „mehr wie Freundschaft“, und immer gern bereit, sich beispielsweise zum Picknick im englischen Garten mit einer jungen Studentin zu treffen.

Die Gruppen sprießen auch aus dem Boden, weil sie dem Kommunikationsmodus einer jungen, internetaffinen Generation entsprechen, für die Studium oder Job in einer neuen Stadt längst zur Normalität geworden sind. Abgesehen von den neuen Arbeitskollegen ist es besonders im Berufsleben schwierig, Kontakte zu knüpfen. Nur logisch, dass man sich dann schnell online auf die Suche nach Angeboten macht, die das ändern können. Zwar gibt es einige Webseiten für Neulinge in München. Aber die erfordern immer eine Anmeldung, das Erstellen eines Profils und in manchen Fällen sogar einen Mitgliedsbeitrag. Leichter ist das Vernetzen da auf Facebook, bei dem ohnehin schon fast jeder



Foto: Dennis Schöberl

angemeldet ist. Dadurch ist es einfach, Mitglied einer Gruppe zu werden und von Events anderer Neulinge mitzubekommen.

Ist man mutig genug, sich auf ein Treffen einzulassen, so erzählen uns die Neu-Münchner, muss man sich zunächst der oberflächlichen Vorstellungsrunde mit dem obligatorischen „Und wo kommst du her?“ stellen, wobei diese Frage nach dem fünften Mal wohl nicht mehr ganz unentnervt beantwortet werden kann. Allerdings bemerken auch wir, dass sich trotzdem recht bald eine angenehme Atmosphäre einstellt, obwohl man sich zu Beginn nicht kennt. Bei jedem Event treffe man auf die unterschiedlichsten Charaktere, die das gesamte soziale Spektrum von „Wahnsinn bis cool“ abdecken. Unsere „Neu in München“-Gruppe ist sich aber einig: Einen netten Abend habe man immer, auch wenn am Ende vielleicht nicht mehr bleibt als neue „Leichen in der Freundesliste“.

Alle fünf fühlen sich in München im Großen und Ganzen wohl und inzwischen schon fast zu Hause. Die meisten Freundschaften schließe man aber mit Leuten, die in der gleichen Situation sind wie man selbst, Freundschaften oder auch nur Kontakt zu echten Münchnern zu knüpfen sei hingegen schwer bis fast unmöglich. Ganz im Gegenteil, mit Münchner Grantlern haben die Zugroastn des Öfteren schlechte Erfahrungen gemacht. Das einem auf offener Straße „Scheiß Schwabe“ hinterhergeschrien wird, ist nur die Spitze des Eisbergs. Auch wenn die Neulinge die Distanz zu den Eingesessenen bedauern, so liege es auf der Hand, dass man Freundschaften leichter mit Leuten knüpft, die einem ähnlich sind und sich im

gleichen Lebensabschnitt befinden. Dirndl und Lederhos'n haben sich trotzdem alle fünf gekauft.

Als der Abend sich dem Ende zuneigt, tauschen alle noch Kontaktdaten aus. Wir machen uns auf den Heimweg, die Münchner Neulinge ziehen noch weiter. Vielleicht finden sie heute mehr als nur Leichen in der Freundesliste.

► Unsere „Neu in München“-Gruppe



Für Sofia liegt Heimat irgendwo zwischen Maultaschen und Schweinshaxn.
Sofia.Junginger@campus.lmu.de



Für Linda ist Heimat dort, wo ihr Bett ist.
Linda.Folk@campus.lmu.de

Foto: Sofia Junginger und Linda Folk



Fotos: Dennis Schöberl



Die Psychologie der Heimat

Moritz wuchs auf den Kanaren mit seinen deutschen Eltern auf. Anders sein ist für ihn normal und zu Hause ist er dort, wo er gerade lebt. Aber ist das wirklich so einfach? Wie sehr beeinflusst unsere Herkunft unsere Persönlichkeit? Leben wir im hier und jetzt, oder spielen auch unsere Wurzeln eine Rolle?

Von Mirjam Laubenbacher

Neun Millionen Sonnenhungrige setzen Pauschalreisenanbieter jährlich auf der kleinen Inselgruppe im Atlantik aus. Die meisten können sich nur schwer vorstellen, jemals wieder abzureisen: Die Kanarischen Inseln sind für viele von uns das Paradies, für andere Alltag. Doch obwohl Moritz bei dem Wort „Heimat“ an weiße Palmenstrände denkt, ist er im Herzen deutsch. Die Frage danach, wo sein Zuhause ist, können er und viele andere nur schwer beantworten.

HEIMAT IST, WO MAN SICH WOHLFÜHLT.... ODER?

Schon im Kindesalter werden Bindungen zu Orten aufgebaut, die für das ganze Leben erhalten bleiben. Psychologen beschreiben die Entstehung des Heimatgefühls als einen Prozess der Kopplung von vielen angenehmen Erlebnissen in der Kindheit. Das können Orte wie Bibliotheken, Cafés oder eben der Strand sein. Das Heimatgefühl ist gebunden an schöne Erinnerungen und an Plätze, an denen man sich wohl gefühlt hat. Aber wohlfühlen heißt noch lange nicht zu Hause sein. Besonders Personen wie der Kanario Moritz oder die Costa Ricanerin Liana, die in zwei Kulturen aufgewachsen sind und sich daher zu beiden Kulturen zugehörig fühlen, finden nur schwer eine Antwort auf die Frage, wo ihre Heimat ist.

So fühlt Liana eine innere Unruhe – eine Unruhe, die damit zu tun hat, dass sie nicht weiß, wo sie hingehört. Auch sie wuchs nicht in Deutschland auf, genoss aber eine deutsche Erziehung. Die Studentin ist nicht

wie die Leute in Deutschland und irgendwie auch nicht wie die Leute in Costa Rica. Sie ist etwas dazwischen – zwiespalten. Das Heimatgefühl, das Liana bei einem Besuch in einem der beiden Länder empfindet, fühlt sich nie vollständig an. Ein Teil von ihr befindet sich nämlich immer im anderen Land. Die Frage nach ihrer wahren Identität wird Liana immer beschäftigen. „Eigentlich bin ich nirgends daheim. Ich gehe je nachdem wie ich mich fühle an den Ort, der mir richtig erscheint – in dem Moment ist das dann mein zu Hause.“ Prinzipiell verbirgt sich hinter dem Wissen, wo man hingehört, eine Sicherheit, eine Möglichkeit zurückzukehren, falls man Hilfe oder Rückhalt braucht. Denn letztendlich geht die Studentin dort hin, wo die wichtigsten und engsten Personen in ihrem Leben wohnen, und nennt diese Orte Heimat.

Psychologen thematisieren eine weitere Heimatlosigkeit: Das Gefühl, sich trotz einer Heimat nicht heimatlich zu fühlen. In Zeiten, in denen Anonymität, Mobilität und weltweite Vernetzung alltäglich sind, sehnen sich Menschen nach dem einen Rückzugsort, an dem Harmonie herrscht. Die Gesellschaft im 21.

HIER? DORT? IRGENDWO DAZWISCHEN?

Jahrhundert ist geprägt von Umzügen, getrennten Familien, Auslandssemestern und Jobs im Ausland. Es wird immer schwerer, sich eine Heimat zu schaffen, da die Orte, an denen Familie und Alltag stattfinden, immer weiter auseinander liegen. Im Hinblick darauf fragen sich immer mehr Menschen, wo sie

eigentlich hingehören. Überspitzt ausgedrückt steht damit sogar die eigene Identität auf dem Spiel. Denn es kommen immer mehr Eindrücke und Gefühle von anderen Kulturen zu unserer Identität hinzu, die Teil von uns werden. Diese zu verinnerlichen ist eine Herausforderung für jeden von uns. Aber ist es das letztendlich nicht wert? Wie sonst soll sich eine Weltgemeinschaft bilden, wenn wir weder die Sprachen anderer Leute noch ihre Kulturen kennen?

FESTER STAMM MIT TIEFEN WURZELN – ABER VIELEN ÄSTEN

Einen festen Stamm mit tiefen Wurzeln zu haben scheint wichtiger zu sein denn je, und gleichzeitig verspüren die meisten von uns Fernweh. Es scheint so, als würden uns nicht die Orte heimatlos werden lassen, sondern das Gefühl, sich nirgends zugehörig zu fühlen. Jeder Ort dieser Welt kann zur Heimat werden und gleichzeitig kann man sich an jedem dieser Orte heimatlos fühlen. „Zu Hause“ ist letzten Endes vielmehr eine Assoziation für Wärme, Vertrautheit und Geborgenheit als für Häuser, Städte und Länder.

Liana und Moritz wissen noch nicht, in welchem Land sie später Leben werden. Doch eines steht fest: Egal wo sie auch wohnen, sie werden immer mehr als eine Heimat haben.



Ist fest verwurzelt, aber gerne unterwegs.
Mirjam.Laubenbacher@campus.lmu.de





Ich bin dann mal weg!

Fünf Worte, von deren Gebrauch viele Menschen träumen und die noch nie so oft in die Tat umgesetzt wurden wie heute. Von Fernweh geplagt und von Neugierde getrieben, verlassen weltweit jedes Jahr Millionen Menschen ihre Heimat – manche für immer. So groß der Drang in die Ferne auch gewesen sein mag, nicht selten entdecken Auswanderer auf einmal unbekannte Gefühle: Liebe zur Heimat und nationales Identitätsbewusstsein.

Von Simone Lang

Ohne entsprechende Sprachkenntnisse, dafür voller Erwartungen beschlossen sie, die Welt zu erkunden und im Ausland zu studieren. Mit 21 Jahren erhielt der heute 42-jährige Benny aus dem indischen Bundesstaat Kerala ein Stipendium, das ihn nach Deutschland führte – zunächst für einen Sprachkurs, später folgte ein Theologiestudium. Es war der erste Auslandsaufenthalt seines Lebens, der bis heute andauert. Auch den 23-jährigen Andrei aus Rumänien packte die Sehnsucht nach einem fremden Land. Neugierig auf den Westen verschlug es ihn vor vier Jahren nach Spanien. Dort studiert er seitdem Betriebswirtschaftslehre.

DIE HERKUNFT ZU ZEIGEN GIBT SICHERHEIT

Nach ihrer Ankunft folgten Erfahrungen, die viele Parallelen zu den Eindrücken und Problemen anderer Auswanderer aufweisen. Andererseits zeigen sie deutlich, wie unterschiedlich Menschen mit dem Verlassen ihres gewohnten Kontextes umgehen. Eine Beobachtung, die Ethnologen dabei oft machen, ist die Betonung der eigenen Herkunft gegenüber dem neuen Umfeld. „Zu zeigen woher sie kommen und dass sie irgendwo dazugehören, scheint Auswanderern anfangs große Sicherheit zu geben“, vermutet Simone Egger, Dozentin am ethnologischen Institut der Ludwig-Maximilians-Universität München. Doch auch das Gegenteil kann der Fall sein, wie Andrei bald feststellte. „Rumäniens Image ist sehr schlecht hier in Spanien“, sagt er, „es herrschen viele Vorurteile gegenüber Osteuropa“. Lange vermied er deshalb, über seine Herkunft zu sprechen. Heute steht er über diesen Feindseligkeiten und stellt klar: „Wenn jemand an Vor-

behalten festhalten will, ist das *sein* Problem“. Seine eigenen Gefühle gegenüber Rumänien haben sich dagegen stark gewandelt. Bevor er das Land verlies, störte ihn vieles an der rumänischen Gesellschaft, und er wollte nicht länger Teil davon sein. Obwohl er diese Auffassung noch immer vertritt, empfindet er heute eine tiefe Verbundenheit mit seiner Heimat. „Man kann sich mit vielen Einzelheiten nicht identifizieren, aber all diese kleinen Dinge machen zusammen deine nationale Identität aus und die prägt schließlich auch deine Persönlichkeit“. Für Benny hat sich an seiner Zuneigung zu Indien nichts geändert, doch auch er entdeckte im Ausland ein neues indisches Identitätsgefühl. Von Anfang an suchte er Anschluss zu anderen Einwanderern aus seinem Bundesstaat und fand ihn unter anderem in dem Münchner Verein „Kerala Samajam e.V.“. Die Mitglieder treffen sich vier Mal im Jahr, um gemeinsam zu kochen und indische Festtage zu feiern. Besonders gut tun Benny dabei die Unterhaltungen in seiner Muttersprache. „Ich spüre jetzt, wie wichtig das Sprachgefühl für mich ist. Die Worte kommen einfach von innen, ganz frei, und manchmal könnte ich das Gleiche gar nicht auf Deutsch sagen“. Obwohl seine Frau ebenfalls aus Indien stammt, fällt es ihm nicht leicht, seine indischen Wurzeln in den Alltag zu integrieren. Die gemeinsamen Kinder sind in Deutsch-

„ICH SPÜRE JETZT, WIE WICHTIG DAS SPRACHGEFÜHL FÜR MICH IST“

land geboren und fühlen sich hier heimisch. „Es wäre schön, wenn sie möglichst viel von unserer Kultur aufnehmen und lernen könnten, aber sie tun sich schwer damit“. Zwar können die beiden Söhne Mala-



Foto: Simone und Johannes Lang

yalam verstehen, aber sie sprechen es kaum. Auch mit der traditionellen indischen Küche haben sie Probleme – sie ist ihnen zu scharf.

Die Ethnologin Simone Egger ist sich trotzdem sicher, dass die meisten Auswanderer Strategien finden, um ihrer Heimat einen Platz im neuen Alltag zu geben. Diese können sehr unterschiedlich sein, doch zumindest in einem Hinblick sind sich Andrei und Benny ähnlich: Beide haben ein großes Bedürfnis danach, über das politische und gesellschaftliche Geschehen in ihrem Heimatland informiert zu bleiben. Andrei ruft täglich rumänische Nachrichten-Websites auf und schaut über das Internet eine Talkshow, in der aktuelle Entwicklungen seines Landes diskutiert werden. Benny empfängt indisches Fernsehen, über das er die Nachrichtensendungen seiner Heimat verfolgt. Auch Gespräche mit Freunden und Bekannten sind für beide wichtige Informationsquellen.

Abgesehen von der Integration ihrer Heimat in den neuen Alltag kann sich auch die Anpassung an das neue Umfeld als problematisch erweisen. Andrei beispielsweise spürte anfangs große kulturelle Unterschiede und Distanz von Seiten der Spanier. Er lernte zwar viele Menschen kennen, doch richtige Freundschaften schloss er nicht. Insbesondere die Unreife seiner Kommilitonen erschwerte ihm den Anschluss. „Theoretisch waren wir alle gleich alt, aber die Spanier verhielten sich als wären sie 16. Sie spielten immer noch Pokémon und ihre Mütter kauften Klamotten für sie.“ Nach drei Jahren hatte Andrei nach wie vor nicht das Gefühl, seinen Platz gefunden zu haben. Er überlegte, nach Rumänien zurückzukehren, doch nach ein paar Wochen in seiner Heimat stellte er fest, dass er sich auch dort nicht mehr zu Hause fühlte. Der Großteil seiner Familie befand sich selbst im Ausland und über das Verhältnis zu seinen früheren Freunden sagt er:

„Man erwartet, dass man zurückkommt und alles wie früher ist. Aber sie haben sich verändert, ich kenne sie nicht mehr“. Er blieb in Spanien und nach dem Wechsel an eine andere Universität fiel ihm die Integration leichter. Freundschaften schloss er seitdem insbesondere mit anderen Einwanderern. „Ich glaube, ich werde mich mit ihnen immer verbundener fühlen als mit den Spaniern. Wir sind uns einfach ähn-

„MAN HAT NICHT NUR EINE HEIMAT IN SEINEM LEBEN“

licher – schließlich haben wir das Gleiche erlebt.“ Auch Benny meint, dass ihm die Rückgewöhnung in Indien schwer fallen würde. „Indien hat sich in den letzten Jahrzehnten sehr weiterentwickelt und egal wo wir hingehen, fühlen wir uns jetzt auch *fremd*“. Deutschland und Spanien sind für Benny und Andrei mittlerweile zur zweiten Heimat geworden, sodass sie sich auch ein Stück deutsch beziehungsweise spanisch fühlen. „Man hat nicht nur eine Heimat in seinem Leben“, fasst Simone Egger zusammen, „aber den eigenen Hintergrund kann man nie ganz ablegen. Er wird immer eine Rolle spielen“. Vermutlich würden viele Auswanderer ihre ursprüngliche Aussage deshalb ergänzen: Ich bin dann mal weg – aber ich komme bestimmt eines Tages zu Besuch!



Simone hat ständig Fernweh.
Simone.Lang@campus.lmu.de



ifkw News

Erweiterte Trainingsmöglichkeiten, Transfers, Neuentdeckungen und Abschiede aus dem Kader: Die Nachrichten zum Sommersemester 2013.

Von Nina Springer

Erweiterung des Spielfeldes. Die Breaking News des Sommers sind sicherlich, dass das IfKW zum Wintersemester 2012/13 einen neuen Masterstudiengang starten wird: Der M.A. Internationale Public Relations soll auf eine Tätigkeit in leitenden PR-Berufen oder in der akademischen wie unternehmerischen PR-Forschung vorbereiten. Der Studiengang richtet sich an Studierende der Kommunikationswissenschaft (Publizistik, Journalistik, Medienmanagement) im Haupt- oder Nebenfach, ist international und interdisziplinär ausgerichtet mit einem starken Fokus auf empirisches Forschen bei gleichzeitig enger Verzahnung von Kommunikationstheorie und Kommunikationspraxis. Alle wichtigen Informationen zum Studiengang gibt es auf der Homepage des IfKW. Der nächste Stichtag ist der 15. Juni 2014 für Bewerbungen auf einen Studienplatz ab Oktober 2014.

Wechsel, Abschiede und Neuzugänge. Ein Gesicht werden IfKW-Mitarbeiter wie Studierende gleichermaßen vermissen: Viele Jahre lang hatte Gabriele Hirth Scheine ausgehändigt, Seminararbeiten entgegengenommen und Post verteilt, Vertragsangelegenheiten erledigt und geduldig wohl Millionen von Fragen beantwortet. Zum Dezember 2012 wurde die gute Seele des Instituts in den wohlverdienten Ruhestand verabschiedet. Ihre Aufgaben übernimmt seither Andreas Härle, der zuvor im NATO Hauptquartier Afnorth in den Niederlanden tätig war. Nach dem Studium der Ostasien- und Wirtschaftswissenschaften

an der Uni Duisburg-Essen arbeitete Andreas Härle als Projektkoordinator am Klinikum Erlangen und kam anschließend ans IfKW. Die Studiengangskoordinatorin für den Master Kommunikationswissenschaft, Karin Knop, wechselte zum März 2013 an die Universität Mannheim. Ihre Aufgaben werden derzeit von Nina Springer und Miriam Schnick übernommen. Miriam Schnick absolvierte selbst den Master Kommunikationswissenschaft am IfKW und ist daher bestens mit dem Studiengang vertraut. Olaf Jandura folgte dem Ruf an die Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf und ist dort seit Beginn des Sommersemesters Professor für Kommunikations- und Medienwissenschaft. Darüber hinaus hat Lena Ziegler, Mitarbeiterin bei Hans-Bernd Brosius in einem Projekt von Constanze Rossmann, das Institut verlassen, um sich für ein paar Monate in einem sozialen Projekt in Argentinien zu engagieren. Nach knapp drei Jahren am IfKW wird auch Thomas Wiedemann eine neue Herausforderung in den Bereichen Wissenschaft, Medien und Politik suchen, und Florian Töpfl forscht derzeit als Marie Curie Postdoctoral Fellow an der London School of Economics and Political Science. Eva Baumann, die im Wintersemester 2012/13 am IfKW die W2-Professur Kommunikationswissenschaft mit Schwerpunkt Journalismusforschung vertreten hatte, ist seit Frühjahr 2013 an der Universität Bielefeld tätig. Für das Sommersemester übernahm Christian Schemer von der Universität Zürich die vakante Professur. Bis zum Sommer 2014

sollte die Besetzung jedoch unter Dach und Fach sein. Das sogenannte „Vorsingen“, wie die öffentlichen Vorträge im Rahmen des Berufungsprozesses genannt werden, fand bereits im April statt. Eingeladen waren Anne Bartsch (Augsburg), Michael Scharnow (Hohenheim), Christian Schemer (Zürich), Katharina Kleinen-von Königslöw (Wien), Eva Baumann (Bielefeld) und Frauke Zeller (London).

Im Gegenzug konnte das Institut hervorragenden wissenschaftlichen Nachwuchs dazu gewinnen: Angela Nienierza arbeitet seit April als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrbereich von Carsten Reinemann. Sie absolvierte ihren Magister an der Uni Mainz mit einer Arbeit zum Framing der Kernenergie in der Berichterstattung nach den Reaktorunfällen von Tschernobyl und Fukushima. Ebenfalls seit April ist Corinna Lauerer am Lehrbereich von Thomas Hanitzsch tätig. Ihren KW-Master in München schloss sie mit einer Arbeit über die Nutzung von Social Network Games ab und in ihrer Dissertation wird sie sich ökonomischen Einflüssen auf den Journalismus widmen. Am Lehrbereich von Michael Meyen sind Steffi Strenger und Markus Thieroff neu dabei. Beide absolvierten in München den KW-Master und befassen sich insbesondere mit den Themen Medialisierung und Medienlogik. Markus Thieroff promoviert im Rahmen eines Drittmittelprojekts zu Internet-Medienlogik, Steffi Strenger zu Medialisierung der Wirtschaft.

Constanze Rossmann wird seit vergangene Winter von Lisa Meyer in einem ihrer EU-geförderten Forschungsprojekte unterstützt. Die Absolventin des Münchner Journalismus-Masters arbeitet seit November für das Projekt „CriCoRM – Crisis Communication in the Area of Risk Management“. Constanze Rossmann vertritt derzeit eine Professur an der Universität Mainz und wird am IfKW wiederum durch Nikolas Diringen vertreten. Seit September 2012 ist außerdem Ines Engelmann (ehemals Universität Jena) Mitarbeiterin im BMBF-geförderten Projekt „Analyse von Diskursen in Social Media“ bei Christoph Neuberger.

Weltmeisterlich. Das IfKW beweist nicht nur auf den großen Fachtagungen seine Forschungsstärke und internationale Ausrichtung, auch durch die Mobilität des Personals wird reger Austausch gefördert. Maria Löblich verbrachte mehrere Monate als Fellow an der Harvard University (Boston), um intensiver zu Netzaktivismus und Internetregulierung zu forschen. Außerdem wird Constanze Rossmann im Wintersemester 2013/14 eine Gastprofessur an der Uni Zürich übernehmen. Am Lehrbereich von Christoph Neuberger besteht im Rahmen eines Projektes zur Twitternutzung reger personeller Austausch mit Axel Bruns von der University of Technology (Brisbane), der als Gastwissenschaftler und Dozent das Frühjahr in München verbrachte. Das Institut durfte sogar eine ganze Reihe internationaler Gäste im vergangenen akademischen Jahr beherbergen, darunter noch weitere Besucher aus Down Under: Journalismusforscher Folker Hanusch von der University of the Sunshine Coast (Queensland) verbrachte im vergangenen Herbst einige Wochen an der Isar, im Januar folgte die Mediensystemforscherin Ingrid Volkmer von der University of Melbourne. Auch der renommierte Journalismusforscher David Weaver von der Indiana University, USA, lehrte im vergangenen Oktober am Institut. Einen Stopover in München legten außerdem Jonathan Zhu von der City University of Hong Kong und Marije Boekkooi vom Department für Soziologie der Vrije Universiteit Amsterdam ein. Ein Wiedersehen gibt es darüber hinaus mit Arul Chib von der Nanyang Technological University Singapur. Chib forscht zu mobiler Kommunikation und war bereits im vergangenen Jahr zweimal in die Landeshauptstadt gereist. Heuer folgt ein weiterer sechsmonatiger Forschungsaufenthalt am IfKW.

Weitere Neuigkeiten aus dem Verbund: Gute Nachrichten erreichten die Fakultäten auch aus der Politik: Der Wegfall der Studienbeiträge wird vom Freistaat voll

kompensiert. Die Studierenden können über die Fachschaften in den Studienbeitragskommissionen der Fakultäten weiterhin über die Ausgabe der Mittel mitentscheiden.

Über neu startende und laufende Projekte, Konferenzreisen und kürzlich erschienene Publikationen informieren inzwischen auch die Facebook-Auftritte der verschiedenen

Lehrbereiche (Brosius, Reinemann, Meyen und Neuberger).



Heimat ist im Ländle, Zuhause ist München: springer@ifkw.lmu.de

► Die neuen Gesichter am IfKW: Andreas Härle im Zentralsekretariat, Miriam Schnick für die Koordination des Master Kommunikationswissenschaft, und die wissenschaftlichen Mitarbeiter Steffi Strenger, Ines Engelmann, Angela Nienierza, Corinna Lauerer, Markus Thieroff und Lisa Meyer.

Fotos: privat



▶ Andreas Härle



▶ Miriam Schnick



▶ Steffi Strenger



▶ Ines Engelmann



▶ Angela Nienierza



▶ Corinna Lauerer



▶ Markus Thieroff



▶ Lisa Meyer



► Ein Blick in eine ungewisse Zukunft.

Foto: Janina Hebe

Home is where your heart is

Seine Heimat zu verlassen und ein neues Leben in einem fremden Land zu beginnen – und das Alles für die große Liebe? Ein Abenteuer, das nicht nur viel Mut erfordert.

Von Janina Hebe

Terminal 1 – Flughafen Berlin. Alex steht vor der Gepäckkontrolle. Um ihn herum seine Familie und Freunde. Alle sind sie gekommen, um Abschied zu nehmen. Keiner weiß für wie lange, denn alle wissen: Das Rückflugticket soll seinen Zweck nie erfüllen. „An die Flughafenszene kann ich mich gar nicht mehr so genau erinnern.“, erzählt Alex. „Woran ich mich noch erinnern kann ist, dass mein Stiefvater ganz ungläubig vor meinem Gepäck stand. Ich hatte lediglich einen Koffer und eine Sporttasche. Den Rest meiner Dinge hatte ich verkauft.“ Alex, der jetzt schon bald zehn Jahre in den USA lebt, hat Freunde und Familie in Deutschland zurück-

„LIEBER BEREUT MAN ETWAS, ALS ZU BEREUEN, ES NICHT GETAN ZU HABEN.“

gelassen und folgte seiner großen Liebe in dessen Heimat. Aber wie viel Mut braucht es wohl, sein gewohntes Umfeld zurück zu lassen, um der Liebe eine Chance zu geben?

Alex bereut seinen Entschluss bis heute nicht. Er lebt ganz getreu dem Motto „Wer nicht wagt, der nicht gewinnt“. Diesen Schritt haben die beiden deutschen Studentinnen Johanna und Marie noch vor sich. Ihre Partner sind nicht deutsch. Sie leben in sogenannten binationalen Beziehungen. Beide sind sie bereit, der Liebe wegen ihre Heimat zu verlassen. Johanna lernte ihren Freund in ihrem Jahr als Au Pair in Dublin kennen. Marie verliebte sich auf ihrer Reise um die Welt in einen Amerikaner. Sie wurde schon beim Abflug von ihrer Mutter gewarnt: „Verlieb’ dich bloß nicht! Sowas hört man ja immer wieder.“ – Marie verdrehte nur die Augen und dachte, das passiert doch nur in kitschigen Liebesfilmen aus Hollywood. Doch wie das Leben dann so spielt...

Auswandern scheint immer beliebter zu werden. Schaltet man den Fernseher ein, kommt man um Auswanderungssendungen wie „Goodbye Deutschland“, „Auf und Davon“ und „Die Auswanderer“ kaum vorbei. Deutschlandflucht? Pro Jahr verlassen rund ein Prozent der Deutschen das Land, um woanders ihr Glück zu finden. Das sind etwa 650.000 Bürger. Laut Migrationsbericht des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge

ist die Zahl der Fortzüge deutscher Staatsangehöriger vom Jahr 2001 bis zum Jahr 2008 – in dem übrigens die höchste Abwanderung von Deutschen seit 1954 verzeichnet wurde – stetig angestiegen. Vor allem die Anzahl deutscher Studierender an ausländischen Hochschulen nahm in den letzten Jahren deutlich zu. Besonders die Schweiz zieht an: 2012 fast 21.000 Bundesbürger. Wenig überraschend liegen auf dem zweiten Platz die USA mit 12.803 Emigranten. Dem folgen Österreich und das Vereinigte Königreich mit 11.022 und 7.802 deutschen Auswanderern. Nicht-EU-Staat Norwegen liegt mit 1.364 Bundesbürgern auf dem letzten

„MAN MUSS UNBEDINGT DIE ‘MALLORCA-BRILLE’ ABLEGEN.“

Platz. Der typisch deutsche Emigrant ist eher jünger und lebt allein. Er besitzt einen akademischen Abschluss und ist sowohl unter den Arbeitslosen als auch unter den Selbstständigen zu finden.

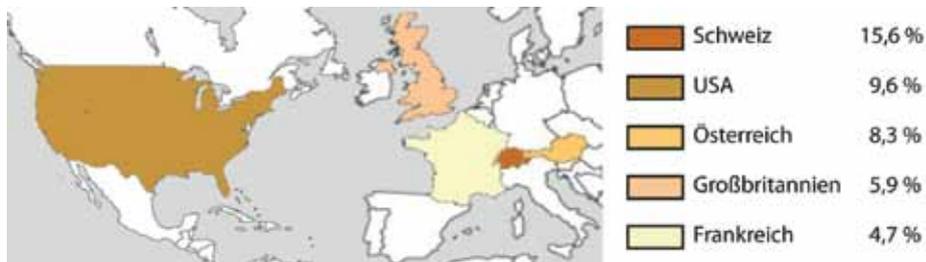
Sieht man von den Fernsehsendungen ab, gibt es nur wenig Analysen und verwertbare Daten zur Fortwanderung der Deutschen, mit Hilfe derer man die individuellen Beweggründe von Auswanderern erklären könnte. Die deutsche Auswanderungsforschung beruht daher hauptsächlich auf aggregierten Wanderungsdaten und nicht immer repräsentativen Untersuchungen. Klassische Einflüsse auf die Auswanderungsentscheidung sind Faktoren wie Alter, Geschlecht und Qualifikation sowie Erwerbs- und Haushaltsstatus, ethnische Hintergründe und die Migrationsgeschichte. Auch die subjektiv wahrgenommene Bewertung der Lebenssituation und der eigenen Zufriedenheit spielen eine Rolle. Doch der wohl schönste Grund, Deutschland zu verlassen, ist die Motivation Liebe. Das berichtet auch Uta Koch. Die Mitarbeiterin des Raphaelswerk, eine Beratungsstelle für Auswanderer, erklärt: „In den Beratungsstellen werden familiäre häufiger als berufliche Gründe angegeben, aus denen Deutsche ihre Heimat verlassen.“

„DEUTSCHLAND BLEIBT MEINE HEIMAT UND IRLAND MEIN ZUHAUSE.“

Leider weiß sie aus Erfahrung: So schön diese Motivation auch sein mag, so steinig ist der Weg ins gemeinsame Glück. Viele Hürden müssen überwunden werden. Neben dem Visum muss ein Job besorgt und die Wohnung in Deutschland aufgelöst werden.

Wenn Alex an den Beginn seines Abenteuers denkt, fallen ihm viele Schwierigkeiten ein. So musste er zuerst einmal eine Sozialversicherungsnummer in den USA beantragen, denn ohne sie konnte er kein Konto einrichten. Das führte schnell zu Problemen: „Ich habe immer alles bar bezahlt und wenn man dann 2.000 Dollar in Zwanzig-Dollarscheinen aus der Tasche zieht, dann schaut der Vermieter schon etwas stutzig.“

Sich gut vorzubereiten und ein durchdachter Plan sind sehr wichtig. Auch die Beraterin des Raphaelswerk erlebt oft, wie schnell gerade von der Liebe geblendete Auswanderer zu überhasteten Entscheidungen neigen. Oft fühlt sich der noch in Deutschland lebende Partner zu einem schnellen Handeln verpflichtet. Dabei ist es wichtig, sich Zeit zu lassen und den Partner in seinem Heimatland mehrmals zu besuchen. Man sollte den Partner in seinem Alltag erleben und sein Umfeld kennenlernen. Schnell wird verges-



sen, dass nicht an jedem Tag im Ausland die Sonne scheint. Speziell Auswanderer, die dem Partner in Urlaubsländer folgen, müssen unbedingt außerhalb der Saison Land und Leute kennenlernen. Ein weiterhin stark unterschätzter Aspekt ist die fremde Sprache. Viele Deutsche beherrschen diese oft nur gebrochen. Die Sprache im Alltag lernen zu wollen, ist oft schwerer als gedacht. Schnell kapselt man sich so auch sozial ab. Meist ist den Auswanderern nicht bewusst, dass sie schon am ersten Tag in der neuen Heimat Behördengänge unternehmen müssen. Für viele ist es auch schwer, sich der fremden Kultur anzupassen. Man sollte nicht als Deutscher im Ausland weiterleben. Es ist wichtig, für Neues offen zu sein und neugierig zu bleiben.

Darüberhinaus empfiehlt Uta Koch, Kontakte nach Deutschland weiterhin pflegen. Eine Auswanderung ist oft nicht für die Ewigkeit. Viele verdrängen den Gedanken an eine mögliche Rückkehr. Was ist, wenn es nicht klappt? Kann ich zurück nach Deutschland? Fragen, die sich jeder vorab stellen muss. „Man sollte auch den Kontakt zum ehemaligen Arbeitgeber erhalten“, rät Koch.

Heute fühlt sich Alex wie die Made im Speck“. Er ist angekommen. Dennoch fühlt er sich seinem Heimatland verbunden und gibt zu, es auch hin und wieder zu vermissen. Fragt man

Johanna nach ihrer Heimat, antwortet sie grinsend: „Zurück nach Deutschland zu kommen, meine Familie und Freunde zu sehen, deutsch zu sprechen und zu sehen, dass sich nichts verändert hat, das gibt mir das Gefühl von Heimat.“ Marie wird durch diesen Schritt ein Stück weit ihre Heimat verlassen, doch ein neues, zweites Zuhause finden. Denn eins weiß sie immer: „Die Heimat, in der ich aufgewachsen bin – diese Heimat ist mir sicher.“

Checkliste
Bereit zum Auswandern? :)

- Ich überstülze nichts & habe mir einige Gedanken gemacht & mich beraten lassen.
- Ich war schon einige Male im Heimatland meines Partners auch außerhalb der Urlaubssaison und kenne die Kultur des Landes.
- Ich kenne den Alltag meines Partners in seinem Land, sowie sein Umfeld.
- Ich beherrsche die Sprache des Heimatlandes meines Partners. Im täglichen Leben könnte ich mich verständigen und Organisatorisches alleine erledigen.
- Ich bin neugierig und offen für fremde Kulturen und andere Werte.

(i) 5 Top Tipps

1. Lasse dich unbedingt in einer Beratungsstelle informieren.
2. Lerne die Sprache des Ziellandes bevor du auswanderst
3. Nimm die „Mallorca-Brille“ ab und lasse dich auf die neue Kultur ein.
4. Pflege weiterhin deine Kontakte nach Deutschland.
5. Spiele in Gedanken den Worst Case durch.



Beratung gibt's hier:
www.Raphaelswerk.de



Janina würde gerne mal nach Thailand.
Janina.Hebe@campus.lmu.de



Fotos: Amelie Orterer

Der deutsche Kulturschock

Für viele ist klar, wo ihre Heimat liegt. Für manche ist die Frage jedoch nicht so eindeutig zu beantworten: Die vierköpfige Münchner Familie Müller wohnt momentan in drei verschiedenen Ländern. Im Interview sprechen die Familienmitglieder über ihr Leben ohne heimatliche Wurzeln und die Schwierigkeit, sich in Deutschland zu reintegrieren.

Von Amelie Orterer

In Deutschland entscheiden sich jährlich 29.000 Studierende dafür, mindestens ein Semester im Ausland zu verbringen. Sie lassen sich auf ein Abenteuer ein, denn auf sie warten viele Veränderungen: die fremde Sprache, eine unbekante Kultur und neue Freunde. Doch sie alle wissen, dass sie nach ein paar Monaten sicher wieder nach Hause kommen.

Bei Familie Müller liegt der Fall etwas komplizierter: Vater Hans (52) arbeitet in Johannesburg als Marketingmanager, Mutter Claudia (51) lebt mit ihrem schulpflichtigen Sohn Stefan (16) in der Nähe von München und sein älterer Bruder Lukas (19) studiert Biochemie in England. Keines der Familienmitglieder empfindet das als seltsam. Umziehen gehört für den Vater seit seiner Kindheit zum Alltag. Er selbst musste sich durch unterschiedliche Systeme beißen, deshalb hat er entschieden, seine Söhne auf internationale Schulen zu schicken. Im Laufe seiner Karriere mussten er und seine Familie bereits mehrmals ihre Koffer packen. In Johannesburg kamen die beiden Kinder zur Welt, später lebte die Familie in Kapstadt, Istanbul und am Starnberger See.

Gerade im Zeitalter der Globalisierung gibt es immer mehr Familien, die wegen eines Jobwechsels häufig Wohnort, Land oder Kontinent verlassen müssen. Ein Umzug ist laut der Studie „Karriere(n)ick Aus-

landsentsendung?“ von Sabine Heuß mit einer großen Doppelbelastung verbunden. Sie weist darauf hin, dass Auslandsaufenthalte aus Sicht der Befragten oftmals mit Stress, Problemen bei Eingliederung oder einem Kulturschock einhergehen. Dennoch bereut keiner von ihnen die Entscheidung ins Ausland zu gehen. Im Gegenteil, ein Viertel der Entsandten wäre sogar lieber länger im jeweiligen Land geblieben. Niemand gibt an, den Schritt ins Ausland zutiefst bereut zu haben. Lediglich eine geringe Zahl hätte es bevorzugt, den Aufenthalt zu verkürzen.

„ICH WOLLTE NICHT ZURÜCK.“

Für große Firmen ist es keine Seltenheit, ihre Führungskräfte mit deren Familien ins Ausland zu schicken. Dabei übernehmen die Arbeitgeber meist viele Ausgaben, zum Beispiel die Kosten des Umzugs, die Miete der Wohnung und die Gebühren der Schule. Trotz allem sind mit den Reisen manch schwierige und traurige Momente verbunden. So auch bei den Müllers. Der Mutter ging es beispielsweise sehr nahe, als sie ihre Hunde in Südafrika einschläfern musste, weil beide zu alt waren. Der Studie von Sabine Heuß zufolge geben viele befragte Familien auch an, nach der Rückkehr ins Heimatland Schwierigkeiten damit gehabt zu haben, sich zu reintegrieren. Häufig treten Probleme im

Umgang mit den neuen Arbeitskollegen auf. Ein Viertel der Befragten verweist zudem auf die Eingliederungsschwierigkeiten des Nachwuchses in Kindergärten und Schulen. Dem 19-jährigen Lukas fiel es beispielsweise sehr schwer, der Türkei – und damit vielen seiner Freunde – den Rücken zu kehren. Er fühlt sich von seinen Freunden türkischer Herkunft besser verstanden, denn er verbrachte seine komplette Jugend in der Türkei und fand dort viel Anschluss: „Man kann sich auf sie verlassen, ihre Mentalität ist mir näher.“ Nach dem vorerst letzten Umzug nach Deutschland besuchte Lukas einen Fußballverein in Münsing am Starnberger See und wollte auch dort Kontakte knüpfen. Doch sein „Team“, so empfand er es, sah in ihm immer den anderen. Heimisch, sagt er, habe er sich damals in Deutschland nicht gefühlt. Obwohl die Familie miteinander deutsch spricht, schlug er das Angebot für einen Studienplatz in München aus. Ihm war immer schon klar, dass er nicht unbedingt in Deutschland studieren möchte. „Meine deutsche Rechtschreibung ist furchtbar. Ich schreibe alles klein.“ Nachvollziehbar, wenn man immer englischsprachige Schulen besucht und sich mit seinen Freunden ausschließlich auf Englisch oder Türkisch unterhält. Lukas bewohnt derzeit mit sechs anderen Studenten ein Haus in England. Ganz anders ist es bei seinem drei Jahre jüngeren Bruder Stefan. Er lebte nur bis zur zweiten Klasse in der Türkei und fühlte sich in Deutschland schon immer wohler. Stefan war traurig, als er mit zwölf Jahren wieder in die Türkei ziehen musste. „Ich wollte nicht zurück.“ Der heute 16-Jährige kommt mit der türkischen Mentalität nicht wirklich zurecht und ist jetzt, wo er wieder in Deutschland lebt, glücklicher. Allerdings hat auch Stefan bislang keine deutschen Freunde gefunden, sondern versteht sich mit seinen

indischen Klassenkameraden besser. Trotz der Unterschiede sind sich die beiden Jungen darin einig, dass es keinen bestimmten Heimatort für sie gibt. Wenn Lukas heute seinen Kommilitonen erzählt, dass er seine Mutter und seinen Bruder besucht, dann sagt er: „Ich fliege nach Deutschland, ich sage nicht, ich fliege heim“. Für ihn ist das völlig in Ordnung. Denn stattdessen sei er dank seiner weltumspannenden Freundschaften offener gegenüber fremden Kulturen und Menschen. Noch dazu spricht Lukas mehrere Sprachen fließend.

„ICH FLIEGE NACH DEUTSCHLAND, ICH SAGE NICHT, ICH FLIEGE HEIM.“

Was man nicht kennt, vermisst man nicht. Lukas und Stefan wissen nicht, was es heißt, sich an einem bestimmten Ort heimisch zu fühlen. Für sie gibt es kein Heimatdorf, in dem sie ihre Kindheit verbracht haben und in dem Familie und Freunde wohnen. Zu Hause fühlen sie sich immer an dem Ort, an dem die Familie gerade zusammenkommt. Dort fühlen sie sich wohl und geborgen.



Amelie zieht es im Wintersemester in die Ferne, nach Helsinki.
Amelie.Orterer@campus.lmu.de



Woher und Wohin

Majid beginnt seine außergewöhnliche Reise vor über 20 Jahren. Doch sein Weg führt ihn nicht direkt ans Ziel. Bis heute ist er nicht angekommen.

Von Marian Lösch

„Willkommen“ liest man auf der Fußmatte, bevor man Majids* Zuhause betritt. Der 25-Jährige teilt sich zusammen mit einem Studienkollegen eine Dreizimmerwohnung im Münchner Süden. Es ist einer der ersten schönen Sommertage im Jahr, die Sonne scheint durch die Fenster ins Wohnzimmer. Gleich nebenan befindet sich Majids Zimmer. Auf dem Schreibtisch liegen Lernsachen verteilt, ein I-Pod lädt neben dem Laptop an einer Steckdose, an der Wand hängen Fotos von Freunden. Typische Studentenbude – nur ein Foto an der Wand passt nicht so ganz ins Bild. Die alte Aufnahme in schwarz-weiß zeigt ein junges ausländisches Pärchen, das etwas scheu in die Kamera blickt – Majids Eltern. Der einzige kleine Hinweis auf eine nicht so typische Lebensgeschichte.

Majid hat nur noch bruchstückhafte Erinnerungen an seine Kindheit in Afghanistan: jeden Morgen vom Papa auf dem Weg zur eigenen Apotheke in den Kindergarten gebracht werden, Eis essen, die Großeltern besuchen, zusammen mit allen anderen in den Keller rennen, wenn es Bombenalarm gibt.

Als sich die Lage im Land noch mehr zuzuspitzen droht, flieht die Familie – die Eltern mit ihren sechs Kindern – mit dem Zug nach Moskau. Der Vater und der älteste Bruder, damals neun Jahre alt, arbeiten auf einem Basar, um der achtköpfigen Familie das gemeinsame Leben in einem Einzimmerappartement zu finanzieren. „Der Platzmangel hat nicht gestört, wir waren glücklich“, erinnert sich Majid.

* Name von der Redaktion geändert

Dennoch bewegen die korrupte Polizei und die Perspektivlosigkeit die Familie 1997 dazu nach Deutschland zu gehen, wohin ein Onkel von Majid bereits vor einigen Jahren emigrierte. Drei weitere Verwandte der Familie sind ebenfalls in Russland und möchten nach Deutschland. Um die illegale Einreise zu erleichtern, werden Majid und seine zwei älteren Schwestern mit den drei Verwandten vorausgeschickt. Mit einer Schleuserbande gelangen sie durch Wälder, mit Schlauchbooten über Flüsse und in Kofferräumen von Autos über Polen schließlich in der Nähe von Dresden über die deutsche Grenze. Von anderen Flüchtlingen erfahren sie, dass allein reisende minderjährige Heimatvertriebene von den deutschen Behörden nicht ausgewiesen werden. Als sie nachts nahe der Grenze von der Polizei aufgegriffen werden, erinnern sie sich an diesen Ratschlag und die Kinder und Verwandten geben an, unabhängig voneinander mit den Schleusern gekommen zu sein. Während die Verwandten nach Polen ausgewiesen werden, gelangen Majid, zu diesem Zeitpunkt acht Jahre alt, und seine beiden Schwestern – zwölf und 13 Jahre alt – durch diese List in ein Dresdner Kinderheim. Von dort können sie ihren in München lebenden Onkel kontaktieren, der sie bei sich, seiner Frau und ihrem einjährigen Sohn aufnimmt – in derselben Wohnung, in der Majid heute noch lebt.

Majid, der nur die afghanische Amtssprache dari und russisch spricht, kann nach nur einem halben Jahr von einer Deutschlern- in eine reguläre dritte Klasse wechseln und schafft nach einem weiteren Jahr den Übertritt aufs Gymnasium.

2001 droht sich die Situation für afghanische Immigranten zu verschärfen: Aufgrund der veränderten politischen Situation in Afghanistan wird die zuständige deutsche Bundesbehörde bei der Bewilligung von Asylanträgen zurückhaltender. Für die restliche Familie wäre die Gefahr einer Abschiebung bei einer Einreise nach Deutschland groß. Sie entscheidet sich gegen dieses Risiko und kann im Jahr 2002 – ebenfalls über Umwege – in Dänemark Fuß fassen.

Majid und seine beiden Schwestern bleiben dennoch in Deutschland. Zu gut geht es mit der Sprache und dem deutschen Bildungsweg voran. „Das war eine schwere Entscheidung. Es bestand die Möglichkeit, dass die Familie wieder zusammenkommt“, denkt Majid heute zurück. Wenigstens gibt es seitdem die Möglichkeit, sich regelmäßig zu besuchen. Erstaunlicherweise kommt Majid in den ganzen Jahren ohne seine Eltern gut zurecht. Er meint, seine Schwestern, am Anfang selbst noch Kinder, haben viel für ihn getragen und einen Teil der Elternrolle übernommen.

Alle drei Geschwister haben heute die deutsche Staatsangehörigkeit. Die Schwestern arbeiten mittlerweile beide in Dänemark und auch Majid, der im Moment kurz vor seinem Hochschulabschluss steht, plant in den Norden zu gehen. Obwohl er sich dort nicht zuhause fühlt. In sein Geburtsland möchte er auf keinen Fall zurück. Das Afghanistan in seinem Kopf kennt er hauptsächlich aus Geschichten. Aber das gibt es so nicht mehr. Wenn er sich festlegen müsste, würde er München als seine Heimat bezeichnen, den Platz, an dem er sich vorstellen könnte, alt zu werden. Aber was nützen einem die schöne Umgebung und die Vorzüge im Leben, wenn die wichtigsten Menschen nicht bei einem sind. „Wo meine Familie ist, da bin ich glücklich“, sagt Majid.

(i) Wer erhält die deutsche Staatsangehörigkeit?

Auf Antrag jeder Ausländer, der...

... sich zur freiheitlichen demokratischen Grundordnung des Grundgesetzes für die Bundesrepublik Deutschland bekennt,

... seit acht Jahren rechtmäßig in Deutschland lebt. Bei besonderer Integrationsleistung – zum Beispiel Abitur – kann diese Frist um bis zu zwei Jahre verkürzt werden,

... in diesem Zeitraum ohne Sozialleistungen auskommt,

... nicht wegen einer rechtswidrigen Tat verurteilt worden ist,

... über ausreichende deutsche Sprachkenntnisse verfügt,

... über Kenntnisse der Rechts- und Gesellschaftsordnung und der Lebensverhältnisse in Deutschland verfügt. Diese werden in einem Einbürgerungstest geprüft.

(Quelle: Staatsangehörigkeitsgesetz StAG §10)



Marian ist bei schönem Wetter lieber draußen als zu Hause.
marian.loesch@campus.lmu.de

Anzeige



Sendlinger Straße 7 - im Innenhof
Brazilian Food, Sucos Naturais
Sandwiches, Salat, Pizza und Pasta
Täglich ab 09.00
Sonn- und Feiertags geschlossen



Foto: UNHCR / Alexis Duclos

Auf der Suche nach dem Glück

Sie waren Kinder, die keine Kindheit hatten. Kinder, deren Augen zu viel Blut sahen, deren Ohren zu viel Kanonendonner hörten. Bis sie sich schließlich aufmachten, um das Glück zu suchen - und dabei ganz allein in Deutschland gestrandet sind.

Von Claudia Schuri

Die Jugendlichen kommen aus Afghanistan, dem Irak, Syrien, Somalia und vielen anderen Krisenländern. In der Hoffnung auf ein besseres Leben haben sie sich durch eine Welt voller Hass, Angst und Gefahr gekämpft – ohne Eltern, ohne erwachsene Verwandte, ohne Betreuer.

Zwei dieser unbegleiteten minderjährigen Flüchtlinge sind Nadif und Farid*. Nadif ist 17 Jahre alt und kommt aus Somalia, der 18-Jährige Farid stammt aus Afghanistan. Das Wetter, die Sprache, die Kultur – in Deutschland ist alles neu für die beiden Teenager, nichts ist so wie in ihrer Heimat. Trotzdem steht für sie fest: Sie wollen bleiben und in Deutschland eine neue Heimat finden.

Lässig, mit Jeans und Turnschuhen, sitzt Nadif auf dem Bett und albert mit ein paar anderen Jungs aus dem Flüchtlingswohnheim herum. Nadif ist charmant, höflich und manchmal auch ein bisschen frech. Er spielt gerne

Fußball, wie ein ganz normaler Teenager eben. Äußerlich sieht man dem dunkelhäutigen Jungen mit den kurzen Haaren seine dramatische Geschichte nicht an, innerlich aber hat sie Narben hinterlassen. Nadif war gerade einmal zwölf, als er alleine aus seiner Heimat fliehen musste. Sein Vater war damals schon tot, seine vier Geschwister und seine Mutter blieben in Somalia.

„Somalia, große Probleme“, sagt er. Mit der Hand deutet er auf seinen Hals und macht dann eine Kopf-ab-Geste. In Somalia lebte er in der ständigen Todesangst, von der al-Shabaab, einer radikalen islamistischen Bewegung, ermordet zu werden. Nadif kommt aus der Stadt Adado, die nahe an der äthiopischen Grenze liegt. Die al-Shabaab bekämpfte im somalischen Bürgerkrieg die im Land stationierten äthiopischen Truppen. Irgendwann stand für den Jungen fest: Er muss weg und sein Glück woanders suchen. Damals wusste er noch nicht, dass

der Abschied von Familie und Freunden ein Abschied auf unbestimmte Zeit werden sollte. Bis heute hat er keinen Kontakt mit ihnen, bis heute weiß er nicht, wie es ihnen geht.

Nadif hat viel riskiert, um bis nach Deutschland zu kommen. Er hat sich quer durch die Sahara von Somalia nach Libyen gekämpft. Dort ergatterte er einen Platz auf einem Schlepperboot. Als er davon erzählt, blicken seine dunklen Augen plötzlich ganz ernst. „600 Personen tot“, wiederholt er. An jenem Tag, an dem Nadif übers Meer nach Europa kam, machten sich zwei Schiffe auf den Weg, ein großes und ein kleines, auf dem Nadif einen Platz hatte. Das sollte ihm das Leben retten: Das große Schiff ging unter, 600 Menschen ertranken. Das Kleine aber mit Nadif an Bord schaffte es bis nach Italien. Doch dort war er nicht willkommen. Nadifs Odyssee musste weiter gehen.

Seitdem er vor acht Monaten in Deutschland angekommen ist, ist die Erstaufnahmeeinrichtung für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge in der Heidemannstraße in München sein Zuhause. Ein Zuhause, das von Mauern und Stacheldraht umgeben ist, und mitten in einem ehemaligen Militärgebiet liegt. Das Gelände ist ein riesengroßes Areal, mit viel Beton und viel Tristesse. Ungefähr 100 Flüchtlinge zwischen 16 und 18 Jahren leben zurzeit dort. Die Jungs teilen sich meist zu viert ein Zimmer, in dem zwei pritschenartige Hochbetten, zwei Stühle und zwei Kühlschränke stehen. Jeder hat einen Spint.

Konfliktpotential gibt es in der Einrichtung genug, allein schon, weil vielen Jugendlichen eine feste Tagesstruktur fehlt. Die Jugendlichen können zwar an einem Deutschkurs teilnehmen und müssen ab und zu Behördengänge erledigen. „Es bleibt aber immer sehr viel Zeit, in der sie beschäftigungslos sind“, so Michael Schütz, der stellvertretende Leiter der Einrichtung. Hinzu kommt ein weiteres Problem: Die schwierige Raumsituation. Für die gesamte Einrichtung gibt es zwei Dusch-, zwei Toilettenräume und zwei Küchen. Die Toiletten sind marode und oft schmutzig, in den Duschräumen hängt Duschkopf neben Duschkopf. Manchmal gibt es einen Duschvorhang, manchmal auch nicht. Privatsphäre? Fehlanzeige. In den Küchen kleben an den Wänden alte Nudeln, die wenigen Campingherdplatten zum Kochen sind verrostet und reichen längst nicht für die große Zahl an Flüchtlingen.

„Eigentlich ist das hier alles ein abbruchreifes Gebiet“, findet Michael Schütz. Renovierungen lohnen sich jedoch nicht mehr, weil ab 2016 die jungen Flüchtlinge woanders untergebracht werden sollen. „Wir sind ständig auf der Suche nach geeigneten Unterkünften“, betont Philipp Schrüfer von der oberbayerischen Regierung. Nachdem es letzten Winter Krawalle gab, wurde die Erstaufnahmeeinrichtung immerhin in ein etwas besseres Gebäude innerhalb der Bayernkaserne verlegt. Außerdem wurde die Zahl der Betreuer, die sich um die Jugendlichen kümmern, auf 20 aufgestockt und der Sicherheitsdienst gewechselt.

Die Securities sollen vor allem nachts für Ordnung sorgen. In der Erstaufnahmeeinrichtung ist unter der Woche ab 22 Uhr und am Wochenende ab Mitternacht Bettruhe vorgeschrieben, Alkohol und Drogen sind verboten. „Richtig kontrollieren kann man die Einhaltung der Regeln aber nicht“, berichtet Michael Schütz.

Auch deshalb fühlen sich viele junge

Flüchtlinge nicht wohl in der Einrichtung „Es sind so viele Leute hier. Es ist laut, keiner kann schlafen“, findet Nadif. Der 17-Jährige hat viele Zukunftspläne, er träumt von einer eigenen Familie mit vielen Kindern und vom Studieren. Sein wichtigster Wunsch aber ist ein Transfer. Das ist der Traum von fast allen Flüchtlingen in der Bayernkaserne: Jeder hofft, möglichst bald in einer anderen Jugendhilfeeinrichtung unterzukommen.

Für Farid hat sich dieser Traum schon erfüllt. Mit 14 weiteren Jugendlichen lebt der Afghane mit den pechschwarzen, leuchtenden Augen in einem Wohnheim in Schwabing. Später plant er, in eine eigene Wohnung zu ziehen und im IT-Bereich zu arbeiten. „Aber das ist schwer. Ich glaube, ich kann es nicht schaffen.“

In Bayern haben die jungen Flüchtlinge Schulpflicht und sollten spätestens drei Monate nach ihrer Ankunft eine Schule besuchen. Farid geht in die achte Klasse der Schule SchlaU, die extra auf unbegleitete minderjährige Flüchtlinge ausgerichtet ist. „Die Schule ist super. Es macht viel Spaß. Spaß ist immer gut“, erzählt er und faltet nebenbei mit seinen schlanken Fingern eine Origamiblume. An Farids Schrank hängen viele Bilder von ihm und seinen Mitschülern. Wenn er spricht, lacht er viel.

Dabei ist es für junge Flüchtlinge wie ihn oft nicht leicht, sich in Deutschland einzugewöhnen. „Die meisten sind traumatisiert“, erklärt Fredi Dahmer vom Bundesfachverband für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge e.V.



► Farid beim Lernen für die Schule

„Viele sind deshalb immer müde. Das ist ein Schutzgedanke, weil sie beim Schlafen die Belastung nicht so spüren.“

Häufig leiden die Teenager zudem unter Heimweh. Das kennt auch Farid gut. Von Afghanistan und von seiner Familie mag er gar nicht reden, zu schmerzhaft ist die Erinnerung daran. In seiner Freizeit ist Farid gerne alleine, die Freunde, mit denen er sich manchmal trifft, kommen fast alle auch aus Afghanistan. Deutsche Kumpels hat er keine.

So ist es bei vielen unbegleiteten Flüchtlingen: „Die meisten hängen nur mit Landsmännern rum“, erzählt Fredi Dahmer. Er bedauert das und versucht den Jugendlichen, die er pädagogisch betreut, immer wieder Anreize zu geben, sich mit der Kultur und den Menschen in Deutschland zu beschäftigen. Manchmal klappt das gut, manchmal weniger.

Unsicher ist sowieso vieles im Leben der jungen Flüchtlinge. Garantien gibt es für sie keine. Auch Nadif und Farid wissen nicht, wie ihre Zukunft aussieht. Doch wer sich als Teenager völlig alleine durch die halbe Welt gekämpft hat, lernt vor allem eins: „Wie es läuft, so läuft es“, gibt sich Farid gelassen.

* Namen von der Redaktion geändert



Zur Heimat gehört ihre Klarinette: Claudia.Schuri@campus.lmu.de

Foto: Claudia Schuri



Heitere Aussichten

Alt werden wollen wir im Kreise der Familie. Sterben am liebsten friedlich im Schlaf. Ins Altenheim? Bloß nicht. Leider kann man sich seinen Lebensabend nicht immer aussuchen. Aber man kann das Beste draus machen.

Von Lydia Dittlein

Regen prasselt an die Fensterscheiben. Nur wenig Licht fällt in den Raum, der nur mit dem Nötigsten ausgestattet ist. Ein Bett, ein Tisch mit zwei Stühlen und ein Schrank. Durch die Tür dringen Schreie. Jemand eilt den Gang entlang. Auf dem Bett sitzt Frau Endress, Jahrgang 1927, die in diesem Zimmer den Großteil ihrer Zeit verbringt. Vor vier Jahren wurde das Altenheim ihr neues Zuhause. Freiwillig ist sie nicht hierhergezogen, das machen die Wenigsten.

Pöring im Jahr 1947, Nachkriegszeit. Mit 20 Jahren heiratet Frau Endress ihre große Liebe. In dem kleinen bayerischen Ort ist es die erste Hochzeit nach dem Krieg. „Das war so tragisch und arm“, sagt Frau Endress, „junge Leute können sich das gar nicht vorstellen.“ Die beiden ziehen eine Tochter groß und bauen 15 Jahre lang an ihrem eigenen kleinen Haus. „Wir haben alles selber gemacht. Die Steine hingetragen, den Sand hingefahren und den Keller ausgegraben“, erzählt Frau Endress. Nach 43 Jahren Ehe stirbt ihr Mann an Lungenkrebs und sie bleibt allein in dem Haus zurück. Vor vier Jahren fängt sie sich während eines Krankenhausaufenthalts einen Darmvirus ein und wird zum Pflegefall. An eine Rückkehr in ihr Haus ist nicht zu denken. Direkt aus dem Krankenhaus wird Frau Endress in ein Seniorenheim überwiesen. „Mein Mann fehlt mir.“ sagt die 86-Jährige, den Blick auf den Boden gerichtet.

Seinen Lebensabend alleine und als Pflegefall in einem Altenheim verbringen zu müssen, davor haben viele Angst. Momentan sind in Deutschland etwa 2,5 Millionen Menschen pflegebedürftig. Bis 2030 wird die Zahl der Pflegebedürftigen um 50 Prozent ansteigen.

Gleichzeitig wird auch die Zahl der fehlenden und dringend benötigten Fachkräfte im Pflegebereich steigen. Martina Peinhofer, Dienstpflegeleitung des Pflegediensts und der Nachbarschaftshilfe des Vereins für-einander in München Schwabing und Umgebung, sieht den Grund dafür vor allem in der schlechten Reputation des Pflegeberufs in der Gesellschaft. Als ausgebildete Krankenschwester und studierte Diplompflegewirtin weiß, sie wovon sie spricht. Neben ihrem Studium an der Fachhochschule München hat sie Auslandsaufenthalte in Nepal und Indien absolviert. Anerkennung erntet sie dafür nicht, im Gegenteil. Die Menschen halten sie für überqualifiziert.

WIR SIND DIE SENIOREN VON MORGEN

Die Fachkräfte des Pflegediensts von für-einander kümmern sich um pflegebedürftige Senioren und ermöglichen es ihnen in ihrer vertrauten Umgebung bleiben zu können. In der Nachbarschaftshilfe des Vereins kann man sich ehrenamtlich engagieren und mit den Senioren Einkäufe erledigen, Arztbesuche absolvieren oder einfach etwas Zeit mit den Rentnern verbringen. Momentan sind bei für-einander nur zwei ehrenamtliche Mitarbeiter aktiv. „In unserem reichen München geht es uns noch zu gut.“ sagt Martina Peinhofer mit geschürzten Lippen und hochgezogenen Augenbrauen.

Heitere Aussichten, denkt sich da einer. Aber lange noch kein Grund, den Traum vom wohlverdienten und gemütlichen Ruhestand platzen lassen zu müssen. Zwar sind viele Menschen im Alter alleine. Allein muss aber nicht zwangsweise einsam bedeuten. Tatsächlich gibt es noch Leute, die sich aus reiner Nächstenliebe um ihre Mitmenschen



Zeugen der Vergangenheit: Frau Endress' Leben auf Papier.

Foto: Lydia Dittlein

kümmern. Jasmin Falk gehört zu dieser Spezies. Einen Nachmittag in der Woche verbringt sie mit ihrer 90-jährigen Nachbarin. Eine für ihr Alter sehr agile Dame, jedoch ohne eine Familie, die sich um sie kümmern kann. Mit der rüstigen Dame trifft sie sich zum Kaffeetrinken und unternimmt Ausflüge. Letztens waren sie erst im Englischen Garten und genossen die Sonne. Jasmin nimmt sich gerne die Zeit. Mit wenig Aufwand kann sie ihrer Nachbarin viel Freude zu bereiten. Das Leben sieht Jasmin als einen Kreislauf des Gebens und Nehmens: Man gibt etwas und irgendwoher kommt wieder etwas zurück. „Es ist eine Wohltat für die Seele,“ sagt sie. Jasmin ist ein perfektes Beispiel für die sogenannte Helferrückwirkung. Demnach ziehen wir aus einer gegebenen Hilfeleistung genauso viel Nutzen wie der Hilfeempfänger selbst. Jemandem zu helfen macht uns zufriedener, glücklicher und manchmal auch kompetenter, zum Beispiel im Umgang mit anderen Menschen.

Auch wenn es daheim oft am schönsten ist, so muss der Umzug in ein Pflegeheim keine Beeinträchtigung der Lebensqualität mit sich ziehen. Von einem solchen Wohnungswechsel sind laut einer Studie des Kuratoriums Deutsche Altershilfe derzeit immerhin vier Prozent der über 65-Jährigen in Deutschland betroffen.

Am Anfang ist Frau Endress unglücklich im Seniorenheim. Das liegt aber nicht an dem Verlust ihres alten Zuhauses, sondern an ihrer Zimmergenossin. „Die war böse“, erzählt Frau Endress und schüttelt dabei den Kopf. Zwei Frauen, die sich nicht vertragen. Das kommt in allen Alters- und Gesellschaftsschichten vor. Nach dem erstem Jahr

„ES IST EINE WOHLTAT FÜR DIE SEELE!“

kann sie dann in ein Einzelzimmer wechseln. Hier fühlt sie sich wohl. Ihre neue Unterkunft bietet ihr einen Blick auf die Straße, auf Kinder, die morgens in die Schule gehen. Mit einem Lachen auf dem Gesicht erzählt Frau Endress, wie sie jeden Tag am Fenster steht und den Kindern zuwinkt. „Das frischt mich in der Früh auf“, sagt sie, „ich denke mir immer, wie lieb die Kinder doch sind.“ Sie selbst hat drei Urenkel und mit Stolz zeigt sie auf die zahlreichen Familienfotos, die auf ihrer Kommode stehen. Die Familie kommt oft zu Besuch. Frau Endress fühlt sich gut versorgt und nimmt gerne an den angebotenen Aktivitäten teil. Vor kurzem erst wurde für die Senioren ein Grillfest ausgerichtet. Dass sie einmal in ein Heim kommt, hätte sie sich früher nie vorstellen können. Unzufrieden ist sie trotzdem nicht. „Ich habe eigentlich alles“, sagt Frau Endress, „und das ist das Wichtigste“.

Die eigene Einstellung leistet mit Sicherheit einen Beitrag zur Art und Weise, wie wir alt werden. Wer auf Nummer sicher gehen und der Alterseinsamkeit ein Schnippchen schlagen will, hält sich deswegen am besten an den Rat von Martina Peinhofer: „Wenn man am Leben teilgenommen hat, offen und freundlich ist, dann ist man auch im Alter nicht einsam, auch wenn man allein daheim ist. Im Alter endet man so, wie man gelebt hat“.



Genießt das Leben bald in Paris.
Ly.Dittlein@campus.lmu.de

Ein Hundeleben auf fünf Quadratmetern

Hänsel und Gretel streiten sich um die Brotkrumen, Rihanna jault leise, und Nachbar Paul liebäugelt mit der Praktikantin. Die vier haben einen Platz im Tierheim Riem, Münchens erster Anlaufstelle für heimatlose Tiere. Gemeinsam mit 21 weiteren Hunden leben sie im Max Alfred Zoll Haus, dem Hunderondell des Tierheims. Ein Leben aus der Hundeperspektive.

Von Isabella Kratzer



Ein strenger Geruch von nassem Hund liegt in der Luft. Aus dem Radio tönt es „Still“ von Jupiter Jones. Doch morgens um 8.00 Uhr ist es unmöglich, diese Eindrücke im Hunderondell wahrzunehmen. Denn das gewaltige Gebell der hungrigen Meute erfüllt den ganzen Raum. 25 Tiere teilen sich die Behausung. Höchste Zeit für Frühstück, dass sich die Rasselbande beruhigt. Denn mit vollem Mund bellt man nicht.

In der ersten Zelle randaliert Efe, ein impulsiver Rüde der Rasse Kangal. Sein wütendes Bellen jagt Besuchern einen Schrecken ein. Gierig verschlingt er seine Mahlzeit, als sein Tierpfleger ihm den Napf in die Zelle reicht. Efe verweilt schon seit zwei Jahren im Tierheim. Er ist ein typischer Herdenschutzhund, der pflichtgetreu seine Bezugspersonen bewachen würde, wenn er denn welche hätte. Fremden Personen begegnet er vorerst skeptisch. Sein Abgabegrund: Hausherr gebissen. Die kleine Zelle teilt er sich mit der Mischlingshündin Sandy. Die neunjährige Dame lebt seit Silvester 2012 im Hunderondell. Ihr Besitzer ist im Krankenhaus und kann sich seitdem nicht mehr um sie kümmern. Sandy hat zwar struppiges Fell, dafür aber ein weiches Herz. Dank ihrer ruhigen Art kommt sie mit den Launen Efes gut klar.

Schräg gegenüber dem kreisförmigen Rondell lenkt Rihanna die Aufmerksamkeit auf sich. Aufgeregt hüpfte sie in ihrer Zelle auf und ab und wartet auf ihren Futternapf. Der Schäferhund-Mix kam als Fundtier in die Auffangstation und hat dort sehnsüchtig auf ihre Vorbesitzer gewartet, doch keiner wollte sie abholen. Das temperamentvolle Mädchen ist noch keine zwei Jahre alt. Rihannas Problem ist, dass sie kaum auf andere Hunde sozialisiert wurde. Sie erkennt nicht den Unterschied zwischen spielerischem und

► „Ich komme gleich wieder“ gibt für einen Hund keinen Sinn. Alles, was er weiß, ist, dass du fort bist. (Jane Swan)

aggressivem Zubeißen. Um dieses Problem zu lösen, kommt sie nach der Fütterung in Pauls Zelle unter. Zusammen haben sie zwar weniger Platz im beengten Zwinger, aber für das Entkommen aus der Einsamkeit gibt man gerne etwas auf. Paul ist ein schwarzer Labrador, der nebenan wohnt. Ein ruhiger Zeitgenosse, der sich von Rihannas Lebhaftigkeit nicht beeindrucken lässt. Trotz einer Beißtacke auf sein Ohr, lässt er sich nicht aus der Ruhe bringen, sondern verspeist gemütlich die Reste seines Frühstücks.

Ab 9.00 Uhr werden alle Hunde in ihre Außengehege verlegt, sodass die Innenzellen geputzt werden können. In jeder Zelle ist eine kleine Luke versteckt, durch die der Hund in sein eigenes Außenterritorium gelangt. Während es nun im Innern des Hunderondells stiller wird, spielt sich draußen ein kleines Drama ab. Rihanna tobt in ihrem Bereich. Nicht einmal Paul kann sie beruhigen. Nervös winselt sie und kratzt an die geschlossene Luke. Den Tierpflegern fehlt die Zeit, sich um Rihanna zu kümmern.

Im Außengehege nebenan steht ein verschüchtertes Pärchen. Ihre Namen sind märchenhaft: Hänsel und Gretel. Die beiden erlitten vielleicht ein ähnliches Schicksal wie das ihrer Namensvettern. Ihr ehemaliger Besitzer wurde zu krank, um weiterhin für die zwei Sorge zu tragen und gab sie weg. Der Rauhaardackel und die Pinscher-Mischlingshündin starren Rihanna entsetzt an, Hänsel zittert vor Aufregung. Gretel wird etwas mutiger und nähert sich dem Gitter, interessiert daran, was mit der Schäferhündin los ist.

Auch Pascha, das Urgestein des Hunderondells lauscht Rihannas Winseln. Als dienstältester Tierheim-Hund belegt er schon seit 2005 einen Zwinger. Bereitwillig lässt sich der Kangal-Mischling von ihrem Jaulen anstecken. Das lautstarke Bellen der zwei löst eine Kettenreaktion aus und ein heulender Lärm umkreist das Rondell. Es wird Zeit, dass mit den Hunden Gassi gegangen wird. Sieben Leute stehen vor dem Haus und holen die Tiere ab, um sie für ein paar Stunden aus der engen Zelle zu befreien. Eine ältere Dame erwartet bereits Pascha. Die ehrenamtliche Gassigeherin wollte den Kangal einmal selbst



Asylstation Tierheim München:

Als einziges Tierheim in München kümmert es sich jährlich um circa 8.500 Tiere, davon 3.000 Fundtiere und 5.500 Tiere aus Privathaltung. Mehr als 50 Tonnen Futter sind für die Verpflegung pro Jahr nötig. Das Münchner Tierheim existiert seit 1956. Den Tierschutzverein München e.V., der Träger des Tierheims ist, gibt es sogar schon seit 1841. Mit einer Vereinsmitgliedschaft unterstützt man automatisch das Tierheim.

Weitere Infos unter: www.tierschutzverein-muenchen.de

adoptieren. Das hat leider nicht funktioniert: Pachas stürmische und einschüchternde Art machen ihn nicht zum einfachsten Hund. Mit ihren täglichen Spaziergängen will sie ihm dennoch das beengte Käfigleben erträglicher machen. Sie schenkt Pascha damit ein Stückchen Heimat. Doch Vorsicht: Wenn Pascha aus seiner Zelle geführt wird, sollte man auf seine Schuhe aufpassen. Er hat sie zum Fressen gern.

Während die Hunde ausgeführt werden, verrät ein Tierpfleger, welcher Typ Hund am schnellsten vermittelt wird: Idealerweise handelt es sich um eine kleine, junge Hündin, wie die aufgeweckte Rihanna, die bereits eine neue Familie fand. Pascha und Efe werden wohl länger auf eine Adoption hof-

fen müssen: Seltener werden große, männliche, kastrierte Hunde ausgewählt.

Tatsache ist: Ein Leben im Tierheim ist nicht optimal, aber für viele ist die Auffangstation die erste wirkliche Heimat. Tierpfleger und ehrenamtliche Helfer geben sich die größte Mühe, den Tieren den Aufenthalt so schön wie möglich zu gestalten. Im Idealfall dient das Tierheim ohnehin nur der Übergangslösung – solange das Tier süß ist. Die härteren Fälle müssen leider auf Wunder hoffen.



Ihr kommt eher eine Katze ins Haus:
Isabella.Kratzer@campus.lmu.de



► Schäferhund-Mix Rihanna

Fotos: Carolin Führer

Glosse

Radio in unseren Köpfen.

Es hat wohl noch nie einen bring your own beer-Grillabend im Schloss Bellevue gegeben. Oder eine Super Sweet 16-Geburtstagsfeier im Louvre. Vermutlich hat auch noch niemals ein dezentes Knödelwettessen an unserer Uni stattgefunden. Geschichtsträchtige Gebäude strahlen nämlich immer etwas Ehrfürchtiges aus. Etwas, das einem gebietet, man möge sich jetzt möglichst adäquat verhalten. Sprich: wie es die Urbewohner des Bauwerks für richtig gehalten hätten. Eine Glosse über unsere akademische Heimat, zu lesen mit einem Augenzwinkern.

Von Robert Prettner

Am IfKW residierte einst der anti-kommunistische Radiosender Radio Free Europe (RFE), der gerade während seiner Stationierung in München hohes Ansehen genoss. So haben Vaclav Havel oder Boris Jeltsin, ehemalige Politiker Tschechiens und Russlands, RFE zugestanden, wichtige Unterstützung zur Beendigung des Kalten Krieges geliefert zu haben. Der ehemalige estländische Präsident Lennart Meri nominierte den Sender 1991 gar zum Friedensnobelpreis. Mit dem Umzug von der Schellingstraße in die Oettingenstraße 67 wurden wir sozusagen die Erben des Wertekodex, für den RFE einst einstand. Doch können wir geloben einen Kodex einzuhalten, ohne ihn je gelesen zu haben? Wie bei anderen Nutzungsbedingungen auch, geht das sogar ziemlich gut.

Die Raison d'Être von RFE war stets, Informationen in informationskargen Regionen und Ländern bereitzustellen, um Meinungsfreiheit zu unterstützen. Zu diesem Zweck wird auch Leuten eine Plattform verschafft, die ansonsten nicht zu Wort kommen. Das können Oppositionsführer, einfache Bürger oder in einschlägigen Ländern sogar die Taliban sein. Das alles deckt sich – bis auf die Taliban vielleicht – perfekt mit der Tagesroutine am IfKW. Ist doch klar, dass uns Kommunikationswissenschaftler die klassischen Medienfreiheiten besonders am Herzen liegen. Deswegen kann man sich jeden Morgen direkt am Institutseingang von Ehrenamtlichen aus verschiedensten Sparten via Flyer

und ähnlichen Informationsgütern in den bevorstehenden Tag hinein geleiten lassen. So lassen sich Meinungs- und Informationsfreiheit wunderbar verknüpfen. Und da sich jeder der historischen Bedeutsamkeit des Flyer-Verteilens an der LMU bewusst ist, werden solche Angebote stets demütig entgegen genommen.

Doch auch unsere Profs stehen im Dienst der Freiheit, wenn es wieder gilt, zu Beginn der Vorlesung die limitierte Aufmerksamkeit des Auditoriums mit Fragebögenverteilern und anderen Interessensvertretern zu teilen.

Überhaupt wird Freiheit ganz allgemein am IfKW geradezu exzessiv gelebt. Ein Umstand, den man von einem ummauerten Gebäudekomplex kaum erwarten würde. Aber sogar die Kabel hängen hier völlig frei und ungezwungen in den Gängen.

Auf der Medienfreiheit fußend, findet sich ein artverwandter Grundwert des Radiosenders, der da lautet: Öffentlichkeit beziehungsweise öffentliche Aufmerksamkeit. Obwohl RFE, wie zuvor erläutert, gerade eben ungehörten Stimmen eine Plattform anbieten will, wusste der Sender genau, dass ihr Programm nichts wert ist, wenn es sich niemand anhört. Um die Einschaltquoten hoch zu halten, bat RFE regelmäßig große Namen vor ihr Mikrofon. Tom Jones, Eleonor Roosevelt, Henry Kissinger, Elizabeth Taylor und John Lennon sind einige davon. In dieser Hinsicht haben

die Studenten und Mitarbeiter unseres Studiengangs eindeutig ihre Hausaufgaben gemacht. Hier wird die Kunst der PR nicht nur gelehrt und in einem eigens konzipierten Masterstudiengang ausgebaut, sondern auch gelebt. Von raffiniert komponierten Reden unserer Mentoren vor Fernsehkameras über mit dem Gütesiegel „KW“ ausgezeichnete Veranstaltungen bis hin zu zeitgemäßen Auftritten in sozialen Netzwerken, macht unser Institut auf sich aufmerksam.

Tatsächlich trat der Studiengang lange Zeit nur nach außen so geschlossen auf, denn es herrschten große Unklarheiten, wie dieser Grundwert institutsintern umzusetzen ist. Es ging also um nicht weniger als die Deutungshoheit des RFE'schen Öffentlichkeitsbegriffs. Professoren und wissenschaftliche Mitarbeiter betonten immer wieder, ihre Welt drehe sich ausschließlich um Massenkommunikation. Für Individualkommunikation sei einfach kein Platz an unserem Studiengang. Da die Studenten in dieser Sache am kürzeren Hebel saßen, war das „hast du was zu sagen, dann sag es allen“-Gebot lange Zeit triste Realität für die Studiosi: Während den Vorlesungen redeten einzig und allein die Professoren und zwar so klar, dass man problemlos mitschreiben hätte können. Auch in der Bibliothek waren persönliche Gespräche dermaßen verpönt, dass manch einer vor lauter Langeweile sogar zu Büchern griff. Und dann waren da noch die langen Gesichter der Erstis, als sie zum Handy griffen, um



Foto: Wolfgang Eichhorn

von ihrem ersten Tag an der Uni zu erzählen – kein Strichlein Empfang am Department für Kommunikationswissenschaft. Doch die Revolution kam und eine studentische Untergrundbewegung sorgte für Aufbruchsstimmung.

Ihren Ursprung fand diese Bewegung konsequenterweise an den Örtchen, die seit jeher eine Ausnahme des Öffentlichkeitsgebotes darstellen: den Stillen. Die erste Botschaft der Protestler war schriftlich auf Toilettenwänden festgehalten worden und noch recht allgemein gehalten. Sie wurde von Lokus zu Lokus fortgetragen, bis der ganze Gebäudekomplex schließlich wusste: Die Umstürzler haben in der Vergangenheit und werden auch in Zukunft die Anwesenheit von Personen mit nationalsozialistischen Tendenzen in ihrer Bezugsgruppe nicht honorieren. Die Nachricht an sich bedarf ja breiter Unterstützung. Doch bald mussten die Reinigungskräfte vor den gesteigerten Anforderungen studentischer Verwüstung der WC's kapitulieren. Ihren Höhepunkt fand die Toilettenrevolution durch einen Aktivisten, dessen Statement auf einem Herrenklo wohl durch eine alternative Reinlichkeitserziehung zu erklären ist.

Heute lassen wir uns von den Restriktionen einer Universität nicht mehr einengen. Der Geräuschpegel in den Hörsälen entspricht endlich wieder dem einer gut besetzten U-Bahn an einem Montagmorgen. In der

Bibliothek lauscht man den Klängen der Bauarbeit, statt sich gegenseitig betreten anzuschweigen. Inzwischen gibt es sogar freien Internetzugang, um die berüchtigte Empfangslosigkeit zu kompensieren.

Der ewige Auftrag von RFE ist und wird immer das Zusammenführen von Bevölkerungsgruppen verschiedener Grundanschauungen sein. Das Mitwirken zur friedlichen Lösung des Kalten Krieges kann man in dieser Hinsicht durchaus als Aushängeschild des Radiosenders bezeichnen. Die große Kunst hierbei ist die Gratwanderung zwischen Toleranz und Integration. Was aber nur wenige wissen: RFE wurde von den USA ursprünglich konzipiert, um sich Know-How und Talente in Form von osteuropäischen Emigranten zunutze zu machen. Was damals noch fragwürdige Politik war, ist heute ein Grund mit stolz geschwellter Brust zu behaupten: Wir bauen auf handwerklich geschickte Fachkräfte aus ehemaligem amerikanischem Rekrutierungsgebiet. Wie gut für uns, dass sie dabei auch noch günstiger sind. So hat der Freistaat auch was davon.

Dass wir KWler schon beinahe übertrieben für Toleranz und Integration einstehen, zeigt sich in unserer wahnsinnigen Affinität zu fremden Kulturen, die geographisch kaum weiter von uns entfernt sein könnten. Die Anspielung bezieht sich natürlich auf die chinesischen Nachbarn des IfKW. Zumindest lässt sich ihre Herkunft antizipieren, denn sie

haben ja diesen Turm. Vor allem im Sommer haben Studenten und Studierende aus unseren Reihen einen beachtlichen Zeitverschleiß, aufgrund der Einkehr bei den asiatischen Genossen. Das allein, nur um orientalische Lebensgepflogenheiten zu studieren und fremde Kulturen zu genießen! Akademische Gründe haben diese Besuche jedenfalls wohl kaum. Denn die Atmosphäre dort ist keineswegs lernfreundlich. Ganz im Gegenteil, klirrende Bierkrüge und grölende Gäste lassen einen den Unistress viel zu schnell vergessen.

An dieser kleinen Schlussanedote lässt sich erkennen, wie die Grundwerte von RFE unbemerkt Teil unseres Verhaltens geworden sind. Wir haben sie derart verinnerlicht, dass wir nach ihnen handeln, ohne uns darüber im Klaren zu sein.

Am IfKW wird also heute wie damals nach der Musik von Radio Free Europe getanzt. Egal ob man versucht, trotz Lärm in der Bib zu lernen, über den fehlenden Handyempfang flucht oder einfach einmal die Schnauze voll hat und nach nebenan geht, um fremde Kulturen zu erforschen. Das Radio spielt in unseren Köpfen.



Des Quastenflossers Heimat liegt zwischen Madagaskar und den Komoren. Robert.Prettner@campus.lmu.de

10 HEIMAT- GESCHICHTEN

- 1 Die Allianzarena zu beleuchten kostet pro Stunde etwa 50 Euro. Dabei erstrahlt das Stadion so hell, dass es in klaren Nächten auch noch von Österreichs nahegelegenen Berggipfeln aus deutlich sichtbar ist.
- 2 Auf Grund der anfangs stetigen Wechsel der Stadionfarbe ereigneten sich laut Polizeiangaben täglich durchschnittlich zehn Unfälle mehr. Deshalb darf die Allianzarena nur noch jede halbe Stunde in eine Farbe getaucht werden. Farbkombinationen wie rot-weiß und blau-weiß sind damit nicht mehr möglich.
- 3 Wie der Münchner Merkur berichtete, sind Papst Benedikt XVI. und Fußball-Legende Paul Breitner über mehrere Ecken verwandt: Ein Erbenermittler fand heraus, dass die Schwägerin des Großvaters des zurückgetretenen Papstes eine Verwandte von Paul Breitners Großvater mütterlicherseits sei. Nach Angaben des Focus wusste der Fußball-Weltmeister von 1974 von dieser Verwandtschaft schon seit Jahren, habe es aber für sich behalten.
- 4 Der Bayern Liebstes ist ihre gebraute Lebensfreude. Als Barbarossa der Stadt Augsburg am 21. Juni 1156 das Stadtrecht verlieh, berücksichtigte die Rechtsverordnung auch die immense Bedeutung der Bierqualität. In einem Paragraphen heißt es: „Wenn ein Bier-schenker schlechtes Bier macht oder ungerechtes Maß gibt, soll er gestraft werden...“.
- 5 Laut Münchner Abendzeitung waren zwei Fässer Bier die erste Fracht, die 1836 mit der Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth befördert wurde.
- 6 Möchte man alle deutschen Biere durchprobieren und trinkt dabei an jedem Tag ein anderes, so bräuchte man dafür über 13 Jahre.
- 7 Allerdings hat nicht jeder Tourist gute Erinnerungen an unser Land: Der stellvertretende Premierminister des Vereinigten Königreichs zum Beispiel wurde mit 16 Jahren in München in Gewahrsam genommen, weil er betrunken Kakteen angezündet hatte.
- 8 Im Kommentar zum Bundesreisekostengesetz kann man übrigens lesen: „Stirbt ein Bediensteter während einer Dienstreise, so ist damit die Dienstreise beendet.“
- 9 This is not Berlin, manchmal auch glücklicherweise: Wie die Berliner Morgenpost berichtet, regnet es in Berlin täglich etwa zehn Tonnen Taubenexkremete. Das sind etwa 0,4 Gramm pro Berliner.
- 10 Wikipedia gibt's auch auf Boarisch: <http://bar.wikipedia.org/wiki/Hoamseitn>.

Impressum

Herausgeber

Institut für Kommunikationswissenschaft
und Medienforschung der LMU München
c/o Nina Springer (V.i.S.d.P.)

Chefredaktion

Nina Springer, Christa Catharina Müller,
Johanna Keppeler (Layout)

Anzeigen

Nina Springer (verantwortlich)

Redaktion

Barbara Auracher, Sophia Barth, Ana-Maria Bocica,
Lydia Dittlein, Linda Folk, Victoria Gaßmann,
Janina Hebe, Stephanie Heinold, Elsa Herrmann,
Jacqueline Jais-Münch, Sofia Junginger,
Isabella Kratzer, Simone Lang,
Mirjam Laubenbacher, Marian Lösch, Elisa Münch,
Amelie Orterer, Robert Prettner, Denise Riedmayr,
Linda Schumacher, Claudia Schuri,
Lina Silbermann, Andreas Torwesten,
Marita Wehlius, Alexander Weiß

Titelbild

Victoria Gaßmann

Anschrift der Redaktion

Communichator – z. Hd. Nina Springer
Institut für Kommunikationswissenschaft
und Medienforschung der LMU München
Oettingenstr. 67 – 80538 München
Tel.: 089 2180-9411
Mail: springer@ifkw.lmu.de

Belichtung und Druck Flyeralarm

Auflage

2.500 Exemplare

Studieren mit UVK



Klaus Beck
Kommunikationswissenschaft
3., überarbeitete Auflage
ca. 08-2013, 250 Seiten,
broschiert
ISBN 978-3-8252-3928-2
ca. € (D) 19,99
UTB Basics



Hermann Meyn, Jan Tonnemacher
Massenmedien in Deutschland
Unter Mitarbeit von Hanni Chill
4., völlig überarbeitete
Neuaufgabe
2012, 270 Seiten
35 s/w Abb., broschiert
ISBN 978-3-86764-213-2
€ (D) 19,99



Heinz Pürer, Johannes Raabe
Presse in Deutschland
3., völlig überarbeitete u.
erweiterte Auflage
2007, 656 Seiten
76 Abb. s/w, gebunden
ISBN 978-3-8252-8334-6
€ (D) 34,90



Heinz Pürer
Publizistik- und Kommunikationswissenschaft
2., völlig überarbeitete
und erweiterte Auflage
ca. 09-2013, 600 Seiten
ca. 35 s/w Abb., gebunden
ISBN 978-3-8252-8533-3
ca. € (D) 34,99

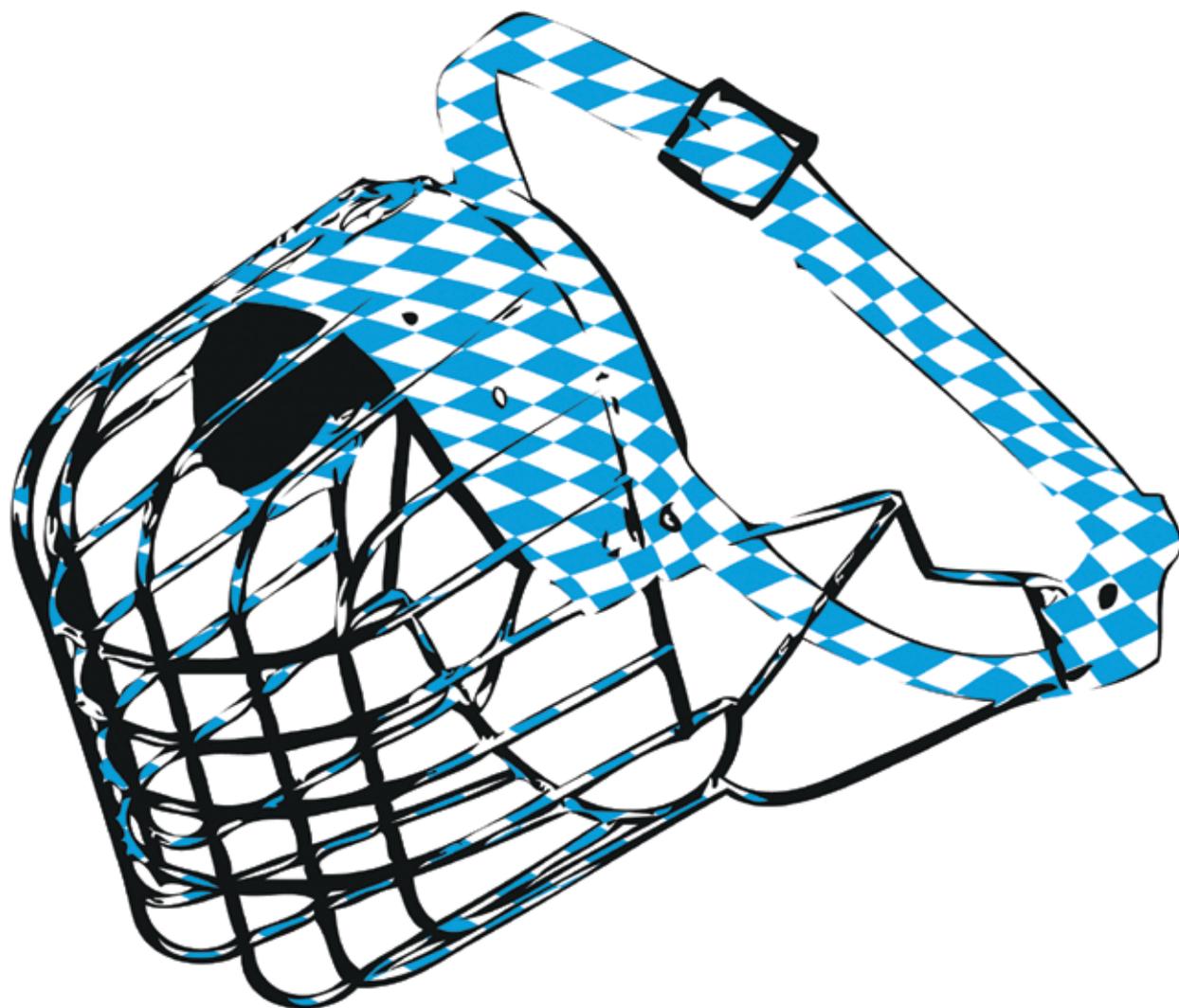


Jeffrey Wimmer
Massenphänomen Computerspiele
Soziale, kulturelle und
wirtschaftliche Aspekte
08-2013, 204 Seiten
30 s/w Abb., broschiert
ISBN 978-3-86764-088-6
€ (D) 29,99



Bertram Scheufeles,
Ines Engelmann
Empirische Kommunikationsforschung
2009, 254 Seiten
60 s/w Abb., broschiert
ISBN 978-3-8252-3211-5
€ (D) 19,90
UTB Basics

Ohne Journalisten gibt es keine Demokratie



Der **Bayerische Journalisten-Verband** vertritt die Interessen von mehr als 8300 hauptberuflichen Journalistinnen und Journalisten in Bayern. Werden Sie Mitglied im BJV und nutzen Sie die vielfältigen Angebote von der Fortbildung bis zur Rechtsberatung. Überzeugen Sie sich von unserer Kompetenz als Gewerkschaft und unserer Qualität als Berufsverband!

www.bjv.de

 facebook.com/bjvde

 twitter.com/bjvde

BJV Bayerischer
Journalisten-Verband
e.V.

Meinung braucht eine Stimme